PALMBLÄTTER UND SCHNEEFLOCKEN: ERZÄHLUNGEN AUS DEM...

Balduin Möllhausen



Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

<36608237460017

Palmblätter und Schneeflocken.



Palmblätter und Schneeflocken.

Erzählungen

aus dem fernen Westen

von

Balduin Möllhausen.

Erster Band.



Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.



Die Muschelhändlerin.

I.

Rastlos wälzt der Stille Ocean, in der Breite von Acapulco, seine Wasserberge gegen das hohe felsige Gestade. Was die tückischen Wogen in einem Zeitraum von Jahrtausenden dem Festlande zu entreißen vermochten, das nahmen sie längst mit sich fort; sie branden jetzt ohnmächtig gegen den unerschütterlichen Damm, den die Natur ihnen in Form von bizarren steinernen Palisaden, Pfeilern und senkrechten Mauern entgegenstellte. Die dort nicht seltenen Erdbeben werfen wohl zuweilen massive Felsblöcke und loses Gerölle dem nimmer ruhenden Ocean mit donnerndem Geräusch in den schäumenden Rachen, doch die Grundmauern bleiben unverrückt stehen, und auf dem, sie sehr spärlich bedeckenden Erdreich gedeihen

nach wie vor, begünstigt durch den Einfluß tropischer Sonnenstrahlen und schweren nächtlichen Thaus, der fettig glänzende Manzanita-Busch und das wundervoll ausgezackte Farrenkraut.

Mit ihrem heitersten Grün schmücken diese lieblichen Kinder heißer Zonen die Abhänge der Küstengebirge; sie kümmert es nicht, ob der Orkan das Meer tief aufwühlt und das empörte Element in tollen Wirbeln himmelan schleudert, um es demnächst mit unwiderstehlicher Gewalt wieder zurücksinken zu lassen, oder ob eine sanfte Brise die still wogende Wasserfläche leicht kräuselt; sie lauschen ebenso gern dem heisern Schrei der Möven und Albatrosse, oder den süßen Melodieen kleiner befiederter Waldbewohner, wie dem polternden unheimlichen Getöse, mit welchem der ausgehöhlte Felsen, ähnlich der einst so gefürchteten Charybdis, die schwellenden Fluthen einschlürft und brausend wieder von sich giebt. —

Der Bergrücken, der den Hafen von Acapulco von der Südsee trennt, unterscheidet sich in seinem äußern Charakter gar nicht von den theils schroffen, theils sanft abfallenden Höhen, die sich, so weit das Auge reicht, nach Norden und Süden hin erstrecken. Nähert man sich demselben von der Seeseite, dann geräth man in der That in Versuchung, die von schaumbedeckten Riffen eingesäumte Einfahrt für eine

der gewöhnlichen, kaum bemerkenswerthen Einbuchtungen des Meeres zu halten, wenn nicht die, einen Leuchtthurm vertretende Signalstange auf dem höchsten Punkt der das Hafenbecken abschließenden Höhe gleichsam auf einen ungewöhnlichen Anblick vorbereitete.

Verläßt man nun, nach langer eintöniger Fahrt, das ewige Weltmeer und tritt durch den verhältnißmäßig schmalen; gegen Norden gekrümmten Hals in den Hafen ein, dann glaubt man eine ganz neue Welt vor sich zu sehen, so eigenthümlich, so vollständig verschieden von dem, was man in jüngster Zeit beobachtete, und dabei so prachtvoll und hinreißend schön ist der Anblick, der sich dem entzückten Auge bietet.

Der Eindruck, hervorgerufen durch die Umgebung, ist überraschender, tiefer und nachhaltiger, wenn man, anstatt von Panama, jener Perle einer strotzenden tropischen Landschaft, zu kommen, das mehr an den Norden erinnernde San Francisco vor kaum einer Woche verlassen hat, und daher die vor Augen liegenden Scenen einen um so größern Contrast zu den jüngsten Erinnerungen bilden.

Der Ocean scheint sich, wie durch Zauber, in einen Binnensee verwandelt zu haben; denn wie man kurz vorher auf der scharfbegränzten Linie des Horizonts vergeblich nach einem Punkte suchte, der Blick und

Geist auf längere Zeit gefesselt und beschäftigt hätte, so sieht man sich hier plötzlich ringsum von hohen felsigen Bergen eingeschlossen, denen aber, bis zu ihren äußersten Gipfeln hinauf, eine zwar niedrige, jedoch üppige Vegetation mit den reizendsten grünen Schattirungen den Charakter lebloser Starrheit raubt.

Grün sind die Abhänge, grün deren umgekehrte Spiegelbilder, die auf der tiefblauen regungslosen Wasserfläche schwimmen; und als ob die Natur beide Theile, oder vielmehr Wirklichkeit und Täuschung habe, weithin sichtbar, von einander abgränzen wollen, drängen sich, nahe dem Strande, die stattliche Cocospalme und der fruchtbeladene Bananenbaum in wunderliebliche Haine zusammen, während auf anderen Stellen blüthenreiche Lianen und Schlingpflanzen das durch Erderschütterungen geborstene und niedergerollte hellfarbige Gestein bekränzen, und die auf dunkelem Meeresgrunde ruhenden grotesken Felsen und Korallenriffe, die mehr oder weniger über die Oberfläche des Wassers emporragen, durch Festons und Guirlanden anmuthig mit dem Ufer verbinden.

Zur Zeit der Fluth spielt und tändelt das salzige Wasser mit niederhängenden Ranken und faserigen Wurzeln und erfrischt die auf den Felsenflächen zurückgebliebenen Schalthiere und die hülflosen See-

sterne, die sich unbegreiflich fest an das Gestein angesogen haben. Ist die Ebbe aber wieder eingetreten, dann scheidet, so weit eben der seichte Strand sich erstreckt, ein gelber Sandstreifen das klare Wasser von den schattigen Abhängen, wogegen auf tieferen Stellen schwarze, mit grünem Schleim überzogene Felswände emportauchen und eine Unzahl von Seeschnecken, Krabben, verunglückten zerfließenden Quallen und sonstigen kleineren und größeren Meerbewohnern zur Schau tragen.

Doch Ebbe und Fluth wechseln in dem von allen Seiten abgeschlossenen Becken so geräuschlos mit einander ab, daß man meinen möchte, die in dem Bergkessel herrschende glühend heiße und erschlaffende Atmosphäre übe auch auf sie ihren Einfluß aus und mache sie schwerfällig und träge in ihren Bewegungen. —

Das ist also der Hafen von Acapulco. Seine Bedeutung mag in der schifffahrenden Welt nicht so sehr groß sein; wenigstens bei weitem nicht mehr so groß, als in früheren Zeiten, vor der Entdeckung des Goldes in Kalifornien und vor dem unglaublich schnellen Aufschwung von San Francisco, als er den aus den asiatischen Gewässern herüberkommenden Kauffahrern und Wallfischjägern fast den einzigen, jedenfalls aber den besten und gelegensten Zufluchts-

ort und theilweise auch Stapelplatz auf der Westküste des nordamerikanischen Continents bot; wer ihn aber einmal in seinem Leben besuchte, dem wird er gewiß ewig unvergeßlich bleiben, und Wenige giebt es wohl, die, um den letzten Felsvorsprung in der Einfahrt herumbiegend, wenn sie in dem nördlichsten Winkel die kleine von Palmen, Bananen- und Orangenbäumen beschattete Stadt erblicken, des für den Fremden gefährlichen Klimas mit Besorgniß gedenken und nicht die Bewohner derselben um ihre paradiesische Umgebung beneiden.

Sogar das kleine Castell, das etwas abseits, malerisch auf einem, den ganzen Hafen beherrschenden Hügel liegt, scheint mehr zur Zierde als zu kriegerischen Zwecken bestimmt zu sein, und schimmert so freundlich und anmuthig zwischen dunkelgrünen Bäumen und einigen dicht betakelten Schiffsmasten hindurch, wie nur je ein junges Mädchen an einem schönen Frühlingsmorgen durch das geöffnete Fenster auf die lachende Natur schaute.

Die Stadt selbst erhebt sich, wie schon bemerkt, in dem nördlichen Winkel, und zwar auf der schmalen, sanft ansteigenden Fläche, die sich vom Strande bis an die Abhänge der nächsten Berge ausdehnt. Die Straßen sind unregelmäßig, die Häuser einstöckig und im mexikanischen Styl erbaut: sie tragen nämlich flache Dächer und schließen in den meisten Fällen

kleine gartenähnliche Höfe ein; und wenn Straßen und öffentliche Plätze, welche letztere ihr Vorhandensein mehr der zufälligen Bodengestaltung, als einer der Symmetrie huldigenden Berechnung verdanken, gerade nicht sehr sauber und wegsam gehalten sind, so ist desto mehr Fleiß und Sorgfalt auf Höfe und Verandas verwendet worden, die in ihren Einrichtungen nicht nur eine unverkennbare Ordnungsliebe, sondern auch einen gewissen Grad von Geschmack verrathen.

Folgt man nun der Hauptquerstraße, die von dem mit zahlreichen Fischerböten bekränzten Strande, an dem Rathhause vorbei, über den Marktplatz hinweg, bis in die Nähe des nächsten Bergabhanges führt, aufwärts, so gelangt man sehr bald auf einen holperigen, wenig gepflegten Weg, der gegen Osten um die Stadt herumläuft und in die nächste Thalsenkung einbiegt, im Westen dagegen in zahlreiche Pfade endigt, die sich nach allen Richtungen hin in dem Küstengebirge verlieren.

Kleine Gärten, in welchen das Unkraut die Vortheil bringenden Gartengewächse überwuchert und fast erstickt, und einfache Hütten und Schuppen, die in ihrem Aeußern nur wenig Spuren sorgsamer Ueberwachung tragen, deuten darauf hin, daß hier die ärmere, oder vielmehr die ärmste Klasse der ohnehin

nicht sehr reichen Bevölkerung von Acapulco haust, also Leute, bei welchen sich zu dem Mangel an Glücksgütern auch noch ein unüberwindlicher Hang zur Trägheit gesellt, und deren einzige und Hauptlebensaufgabe zu sein scheint: mit so geringer Mühe, wie nur irgend möglich, den täglichen Unterhalt zu beschaffen, die übrige Zeit aber in süßem Nichtsthun verstreichen zu lassen.

Die Natur, die dort mit vollen Händen spendet, begünstigt und fördert eine derartige Trägheit; denn die Früchte, die sie dem Menschen so freigiebig darbietet, genügen vollkommen, einen wenig angestrengt arbeitenden Körper bei seinen gewöhnlichen Kräften zu erhalten.

Doch überall giebt es Ausnahmen, und um eine solche zu entdecken, braucht man auf der eben bezeichneten Landstraße nur eine kurze Strecke gegen Westen zu wandern, bis dahin, wo ein viel betretener Pfad, der nach der Signalstange auf der Höhe hinaufführt, abbiegt, und wo eine kleine Hütte in der Mitte eines wohlbestellten Gärtchens das Wildromantische der weitern Umgebung anmuthig unterbricht. Es steht nämlich zu erwarten und zu hoffen, daß Hütte und Gärtchen sich noch in demselben Zustande befinden, wie vor zehn Jahren, als sie nur zwei einsamen Bewohnerinnen zur Heimath dienten.

Damals bildete das Häuschen einen seltsamen Contrast zu den übrigen menschlichen Wohnungen, die in der Nachbarschaft zerstreut umherlagen, einen Contrast, der überaus angenehm berührte, weil man in den gesäuberten Gartenpfaden wie in den sinnig gepflegten Gewächsen, an den sorgfältig verklebten Lehmwänden wie an dem von einer dicken Lage von Palmenwedeln hergestellten Dach, leicht eine ordnende, fleißige Hand erkannte, die, eben mehr aus Liebe zur Ordnung, als um eines Vortheils willen, auf ein schmuckes Aeußere der kleinen Häuslichkeit hielt. Wie hätte auch großer Gewinn von der winzigen Gartenfläche erwartet werden dürfen, in einem Lande, wo jeder Fußbreit tragbaren Bodens mit geringer Mühe in einen Garten verwandelt werden kann, und wo dem Reichen wie dem Armen die Bodenerzeugnisse in üppigster Fülle entgegenwuchern?

Die Beetchen mit den riesenhaften Zwiebeln, den rothglühenden Tomatos oder Evaäpfeln und den balsamisch duftenden Ananas waren deshalb aber nicht minder behutsam gejätet, und in dem Treibhaus eines großen Herrn hätten die kostbarsten und seltensten Bäume nicht liebevoller behandelt werden können, als die beiden fruchtbeladenen Cocospalmen, die sich auf dem freien Platze vor der Thür erhoben, und die fünf oder sechs lichtgrünen Trägerinnen mächtiger Bana-

nentrauben, die gewissermaßen den Hintergrund zu dieser Scene friedlicher Einsamkeit bildeten. —

Es war an einem Nachmittage des Monats Mai. Schwüle, drückende Hitze erfüllte den jedem Lufthauch fast unzugänglichen Bergkessel. Menschen und Thiere befanden sich im Schatten der Verandas oder dichter Baumgruppen, und wie ausgestorben erschienen die Stadt und ihre Umgebung.

Auch in der Hütte war es still. Die Fensteröffnungen waren, um die glühenden Sonnenstrahlen vollständig auszuschließen, verhangen worden; da in Folge dessen eine Art von Dämmerung in dem kleinen Raume herrschte und beim Eintritt durch die im Schatten des vorspringenden Daches befindliche, nur angelehnte Thür das vom Glanz der Sonne noch befangene Auge nicht sogleich die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden vermochte, so hätte man in der ersten Minute das leise knisternde Geräusch, das aus einem Winkel hervordrang, ähnlichen Ursachen zuschreiben mögen, wie das Gesumse und Geschwirr in dem Gärtchen.

Doch weit, himmelweit von einander verschieden waren die Wesen, die hier, während alles Andere Siesta hielt, ihr Tagewerk vollbrachten und, kaum sichtbar, aber deutlich vernehmbar, regen Fleiß und unermüdliche Thätigkeit verriethen. Im Garten,

zwischen honigreichen Blüthenkelchen, surrten der funkelnde, streitsüchtige Kolibri, der schillernde Goldkäfer und die unscheinbare Biene. Im Innern der Hütte dagegen kauerte ein junges Mädchen auf dem tennenähnlichen Boden, ämsig damit beschäftigt, aus den Fasern der Cocosnuß, aus geschmeidigen Grashalmen und angefeuchteten Weidenzweigen zierliche Körbchen zu flechten, die es dann sinnig mit den schönsten Meermuscheln anfüllte, deren ein kleiner Vorrath in seiner Nähe lag.

Leise, leise verrichtete die junge Muschelhändlerin ihre Arbeit. Wie spielend fügten sich Halme und Fasern unter den kundigen Fingern aneinander, und nur dann erlitt das Tagewerk eine kurze Unterbrechung, wenn sie die rechte Hand nach einem steif getrockneten Blatt der Fächerpalme ausstreckte, um mittelst desselben die lästigen Fliegen von einer dicht bei schlummernden weiblichen Gestalt abzuwehren, oder ihr Kühlung zuzuwehen.

Es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in der ganzen Erscheinung, wie sie ihre Aufmerksamkeit gleichsam theilte, um ebenso wenig die Pflichten kindlicher Liebe, wie die Arbeit zu versäumen, und wer aus dem blendenden Sonnenschein in die Hütte getreten wäre und lange genug geweilt hätte, um die Augen an die Dämmerung zu gewöhnen, der würde

gewiß weder der auffallenden Aermlichkeit seiner Umgebung, noch der schlummernden, anscheinend kranken Mutter des jungen Mädchens geachtet, und dafür seine ganze Theilnahme der anmuthigen Arbeiterin zugewendet haben.

Sie war ja so schön, diese bräunliche Tochter des Südens, wie sie, nur spärlich verhüllt mit einem leichten hellfarbigen Ueberwurf, dasaß und in ihrer natürlichen malerischen Stellung die üppig abgerundeten Glieder zur Schau trug. Das Gesicht, welches schwarze, wellenförmig gescheitelte und in losen Flechten niederhängende Haare gleichsam einrahmten, hatte sie vornüber geneigt, und da die merkwürdig langen Wimpern, indem sie auf ihre Arbeit achtete, fast auf den sammetweichen, roth angehauchten Wangen ruhten, so hätte man meinen mögen, sie sei in einen Zauberschlaf versunken gewesen, so still und so ernst nahmen sich die jugendlichen Züge aus, die ein eigenthümlicher Zug von Verständigkeit schmückte. Zwischen den aufgeworfenen frischen Lippen hielt sie einige Cocosfasern; wenn sie aber eine derselben zu ihrem Flechtwerk bedurfte und in Folge dessen den Mund etwas öffnete, dann zeigte sie Zähne, so weiß und so regelmäßig geordnet, daß sie nicht regelmäßiger und schöner aus den Perlmutter-Muscheln auf ihrem Schooß hätten geschnitzt werden können. —

Halme und Weiden knisterten unter den kleinen reizend geformten Händen; große stahlblaue Fliegen summten zur Thür herein und umschwirrten den anmuthigen Kopf, doch das fleißige Mädchen schien dieselben nicht zu bemerken. Als die zudringlichen Thiere sich aber in der Richtung nach der Schlummernden hin entfernten, da griff es hastig nach dem Palmblatt, und gleichzeitig hoben sich die seidenen Wimpern empor.

War das kindliche Gesicht vorher schon reizend, so wurde es jetzt bezaubernd durch den Ausdruck, den ihm die großen dunkeln Augen verliehen; denn es ruhte in denselben eine so merkwürdige Mischung von mädchenhafter Unschuld und leidenschaftlicher Wildheit, von liebender Sorgfalt und leicht erregbarem Trotz, daß man sich unter ihrem Einfluß zugleich mächtig angezogen, aber auch wieder von einer unbestimmten Scheu, die heimlich drohenden Leidenschaften zu wecken und herauszufordern, befangen fühlte. Sogar die stahlblauen Fliegen schienen den Glanz der prachtvollen Augen zu fürchten, die ihre blitzschnellen Bewegungen aufmerksam verfolgten, denn sie warteten nicht, bis sie durch den Fächer verscheucht wurden, sondern beschrieben nur noch einen einzigen großen Kreis um die ganze Gruppe und schossen dann,

wie Pfeile, mit singendem Geräusch wieder in's Freie hinaus.

Eine Minute lang blickte die Muschelhändlerin traurig und zärtlich auf das hagere, gelblich-bleiche Gesicht ihrer schlummernden Mutter, das ihr voll zugekehrt war. Wie in Gedanken versunken, wehte sie mit dem Palmblatt einige Male leise über die eingefallenen Züge hin, rückte mit dem nackten Fuß die Binsenmatte, die sich bei einer Bewegung der Leidenden verschoben hatte, wieder gerade, und nachdem sie sodann den Fächer behutsam über eine geschälte und auseinander getrennte Apfelsine gedeckt, die sich im Bereich der Kranken befand, schickte sie sich an, ihre Arbeit wieder aufzunehmen.

Sie hatte noch nicht begonnen, als sie plötzlich aufmerksam in die Ferne lauschte. Der Schall von Fußtritten, die sich auf der Landstraße von der Stadt her näherten, war bis zu ihr gedrungen, und eine helle Freude leuchtete aus den dunkeln Augen, als das Geräusch auf kurze Zeit verstummte und dann wieder in dem Garten vernehmbar wurde.

„Aber Jacobo trägt keine Schuhe," flüsterte sie gleich darauf, und ein Zug getäuschter Hoffnung und ängstlicher Besorgniß trat, wie durch Zauber, an die Stelle der kurz vorher geäußerten Freude.

„Er wird meine Mutter wecken, wenn ich ihm

nicht entgegengehe," fuhr sie im Selbstgespräch fort, indem sie mit der Elasticität einer Gazelle emporsprang, die leichte Hülle züchtig um Schultern und Busen zusammenzog und leise der Thür zuschlich.

Sie wollte eben in's Freie treten, als sie den halblauten Ausruf: „Teresa!" vernahm, und fast gleichzeitig ein nach dortiger Sitte vornehm gekleideter Mann vor ihr stand und ihr die Hand entgegenreichte.

Teresa trat erschrocken einen Schritt zurück und heftete einen vorwurfsvollen Blick auf den Fremden, der von diesem aber nur durch ein schadenfrohes Lächeln beantwortet wurde.

Der Fremde nun, dessen Anblick einen so wenig günstigen Eindruck auf das junge Mädchen auszuüben schien, war ein Mann, der die Vierzig schon längere Zeit hinter sich haben mochte, durch sorgfältige Pflege seines Aeußern es aber dahin gebracht hatte, daß er ebenso gut für einen Sechsunddreißiger gelten konnte. Seine wohlgenährte Gestalt war noch immer eher schlank als korpulent zu nennen und nahm sich vortheilhaft in dem leichten zierlichen Anzuge aus, der an Weiße mit frischgefallenem Schnee wetteiferte. Sein breitrandiger, sehr kostbarer Panamahut war keck auf die Seite gedrückt, wie bei einem eitlen Burschen von achtzehn Jahren; aber gerade diese augenfällige

Sucht, das wahre Alter zu verbergen, hatte die Wirkung, daß der kalte berechnende Ausdruck in dem sonst nicht unregelmäßigen, sehr sorgfältig und glatt rasirten Gesicht nur noch krasser hervortrat und den schwachen Anflug von weicheren Gefühlen, der zuweilen verstohlen aus den pechschwarzen Augen schimmerte, gewissermaßen verdeckte und verdrängte. Genug, der Charakter dieses Mannes ließ sich mit ziemlicher Leichtigkeit aus seiner äußern Erscheinung errathen: die bösen Leidenschaften waren in ihm überwiegend, und zwar überwiegend, weniger, weil sie ihm vielleicht angeboren gewesen wären, als weil Reichthum und eine unabhängige Lebensstellung ihm seit seiner frühsten Jugend beständig Gelegenheit geboten hatten, denselben rücksichtslos zu fröhnen, ohne zu gleicher Zeit auch den guten Regungen entsprechende Nahrung zu geben. Jedenfalls konnte der Ausdruck seiner Züge für ein schutzloses, mit allem Liebreiz der Jugend ausgestattetes Mädchen, namentlich unter solchen Verhältnissen, drohend und gefährlich genannt werden, und es war daher nicht zu verwundern, daß dieses vor dem schadenfrohen, sinnlichen Blick scheu zurückbebte. —

„Um der heiligen Jungfrau willen, Sennor Gualterio, weckt meine kranke Mutter nicht; es ist so selten, daß sie sich eines erquickenden Schlummers er-

freut," stammelte die erschreckte Muschelhändlerin, indem sie ihre Hand zögernd in die dargereichte des Fremden legte.

„Deine Mutter schläft, schöne Teresa?" fragte Gualterio, seine Stimme dämpfend, und zog das zitternde Mädchen ganz aus der Thür; „Deine Mutter schläft? um so besser für sie und für uns; komm, komm; ich hätte ja zu keiner gelegenern Zeit eintreffen können, denn gar Mancherlei habe ich mit Dir zu reden." Mit diesen Worten zwang er die widerstrebende Teresa, ihm nach einer nahen, im Schatten des vorspringenden Daches befindlichen Bank zu folgen und sich an seiner Seite niederzulassen.

„Trotz der unerträglichen Sonnengluth unternahm ich den Weg zu Dir heraus, um Dir mitzutheilen, daß ich im Begriff stehe, diese Hütte nebst Garten zu verkaufen," begann Gualterio nach einer längern Pause, und offenbar mißvergnügt darüber, daß Teresa sich, mit schlecht verhüllten Zeichen des Widerwillens, seiner Umarmung entzogen hatte. „Ja, ich stehe im Begriff, Hütte und Garten zu verkaufen, um wenigstens einen kleinen Theil der Schulden zu decken, in die Ihr Euch, im Vertrauen auf meine langjährige Nachsicht, leichtsinnig gestürzt habt."

„Leichtsinnig gestürzt, Sennor?" fragte Teresa, und ihre Lippen bebten, während ihre Augen sich mit

Thränen füllten. „Ihr sagt leichtsinnig? War es leichtsinnig von meinem Vater, daß er in seinem Beruf als Fischer draußen auf hoher See vom Sturm ereilt und von den grausamen Wogen verschlungen wurde und daß das von Euch ihm anvertraute Boot mit ihm zugleich zu Grunde ging? Trifft der Vorwurf des Leichtsinns meine arme Mutter, weil sie erkrankte und die zu ihrer Pflege erforderlichen Heilmittel unsere Schulden so schnell wachsen machten? O Sennor, es kann Euer Ernst nicht sein; Ihr werdet Geduld haben, wenn auch nicht mit mir, doch mit meiner Mutter. Ich arbeite Tag und Nacht, aber mein Verdienst ist nur gering und kaum ausreichend zu unserm täglichen Lebensunterhalt, dessen Kosten ja noch durch Arzeneien und die einem Kranken zusagenderen Speisen so sehr vertheuert werden. Wenn meine Mutter aber wieder gesundet, dann hoffe ich im Stande zu sein, die Schuld allmälig abzutragen; o, habt Geduld, nehmt uns nicht das letzte Obdach, in welchem meine Eltern so glückliche Tage verlebten, das Obdach, unter welchem ich geboren wurde, gewiß, es würde meine arme Mutter tödten!"

Gualterio hatte aufmerksam zugehört; seine schwarzen Pupillen erweiterten sich bei jedem der so dringend gesprochenen Worte mehr und mehr, und eine gewisse lüsterne Befriedigung spielte um seinen zu

einem Lächeln verzogenen Mund, als Teresa zu ihm herantrat, seine Hand ergriff und dieselbe mit flehendlicher Geberde heftig drückte.

„Nicht ohne Obdach sollst Du sein, Muchacho*)," hob er endlich an, nachdem er sich hinlänglich an Teresa's Angst geweidet, „nein, Du so wenig, wie Deine Mutter. Aber in der Stadt sollt Ihr leben, in meinem eigenen Hause, und solche Dienstleistungen verrichten, die Eure Kräfte nicht übersteigen. Es versteht sich von selbst, daß ich Eure Dienstleistungen berechne, und zwar nicht zu den niedrigsten Preisen."

„Also zu Peons**) wollt Ihr uns machen, Sennor?" rief Teresa mit halblauter Stimme angstvoll aus; „zu Peons und uns zugleich die Möglichkeit rauben, je in unserm Leben die Schuld abtragen zu können! O, Sennor, um der Liebe der gebenedeiten Jungfrau willen, gönnt uns die Freiheit! Ich verspreche, ich schwöre es, nicht eher will ich ruhen und rasten, als bis ich Euch das Eurige wieder zurückerstattet habe. Laßt Euch erbitten, übt Barmherzigkeit, und Gott wird Euch dafür segnen! Bedenkt, auch Ihr habt Weib und Kind. Bedenkt, wenn sie, wie ich und meine Mutter, um ihre Freiheit betteln,

*) Kleines Mädchen.
**) Eine Art von Leibeigenschaft.

vergeblich betteln müßten!“ Sie wollte noch weiter sprechen, aber der Kummer erstickte ihre Stimme und mit ängstlicher Erwartung hafteten ihre Blicke an Gualterio's Munde.

„Nein, Muchacho, zu Peons will ich Euch nicht machen,“ entgegnete Gualterio, seine Hand schmeichelnd unter das sammetweiche Kinn des jungen Mädchens legend, innerlich frohlockend, eine solche Gewalt über dasselbe gewonnen zu haben. „Ihr könnt nicht mehr werden, was Ihr doch in der That schon seid,“ fügte er mit bitterem Ausdruck hinzu, als Teresa sich unwillig von ihm abwendete; „oder besitzt Ihr noch irgend Etwas, das Ihr Euer Eigenthum nennen dürftet? Sogar die leichte Hülle, die Deinen schönen Körper den bewundernden Blicken so neidisch entzieht, gehört mir, und ich brauchte nur die Hand auszustrecken, um das zu nehmen, was mir von Rechtswegen gebührt. Aber ich will schonend mit Euch verfahren, Euer Verhältniß soll Euch nicht drücken. Mein Haus ist groß genug, um Dir sammt Deiner Mutter ein bequemes Unterkommen zu gewähren und, wie ich Dir schon sagte, nur leichte Arbeiten werden Dir zufallen. Auch barfuß sollst Du nicht mehr gehen, sondern Dich kleiden wie die reichsten Sennoritas, die bis jetzt hochmüthig auf Dich niederschauten. — Und fragst Du vielleicht, was ich

von Dir für so viel Freundlichkeit verlange?“ fuhr Gualterio fort, indem er Teresa näher rückte. „Was ich von Dir verlange, Muchacho? Sieh, nur Dich ganz allein; mir sollst Du gehören und mich nicht schmollend zurückweisen, wenn ich komme, um Dir zu sagen, wie schön Du bist und wie sehr ich Dich liebe und bewundere.“

Teresa hatte die Augen niedergeschlagen und ließ Gualterio ruhig zu Ende sprechen; aber an der Art und Weise, wie sich ihr halb bedeckter Busen hob und senkte und wie sie die Lippen zusammenpreßte, war zu erkennen, wie viel Mühe es sie kostete, ihrem Peiniger gegenüber, den sie noch mehr zu erbittern fürchtete, die äußere Ruhe zu bewahren. Als derselbe aber seinen Arm um sie legte, sie begierig an sich zu ziehen strebte und sein glühend heißer Athem ihre hoch geröthete Wange förmlich sengte, da sprang sie empor und trat zwei Schritte von ihm zurück. Ihre Augen funkelten wild, ihre Hände schlossen sich krampfhaft, doch in der nächsten Sekunde schon hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen, und nachdem sie einen besorgnißvollen Blick auf die halbgeöffnete Thür geworfen, begann sie mit leiser ergebungsvoller Stimme:

„Habt Barmherzigkeit mit uns, Sennor, und laßt mich da, wo ich geboren bin. Ich sehne mich nicht nach einem trägen Leben, nicht nach Schuhen

oder schönen Kleidern. Ich bin seit meiner frühsten Kindheit an ein rauhes Leben und an harte Arbeit gewöhnt, und mit Freuden will ich wirken und schaffen, um Euch gerecht zu werden. Auch arbeite ich ja nicht allein, denn der wackere Jacobo hat nicht vergessen, daß sein Vater und der meinige Freunde waren; unserer vereinten Mühe kann es nicht schwer werden, uns allmälig wieder in den unbestrittenen Besitz von Hütte und Garten zu bringen, seid daher —"

„Jacobo? Dieser Landstreicher?" unterbrach Gualterio das junge Mädchen, und heftiger Zorn entstellte sein Gesicht; „Du erwartest Hülfe von ihm? Ha ha ha! er wird Dir keine Hülfe mehr angedeihen lassen, denn die Schuld, die auf seinem Boot haftet, habe ich an mich gekauft, und mir gehört das Boot, in dem er auf den Fischfang geht. Oder glaubst Du vielleicht, sein Vater habe ihm etwas Anderes als Schulden hinterlassen? Schulden, die der Sohn leichtsinnig vergrößerte, anstatt sie zu verringern? Auch er ist mein Peon! Aber höre, Teresa," lenkte er plötzlich mit freundlicherer Miene und Stimme ein; „nimm Vernunft an; ich will Deine Weigerung vergessen, Jacobo die Schuld erlassen und ihn nach Mexiko senden, wo er in die Armee eintreten soll. Ich will ihn auf einen Weg bringen, auf dem es ihm nicht schwer werden kann sich emporzuarbeiten; er ist

ein armer Bursche und wird sich im glänzenden militairischen Schmuck ganz anders ausnehmen, wie unsere zerlumpten Milizen; ja, noch mehr, ich will dafür Sorge tragen, daß er nach einigen Jahren zurückkehrt, Dich zu seinem Weibe nimmt und mit Dir in diese, Eure eigene Hütte einzieht, nur folge meinem Rath, meiner Bitte, und weigere Dich nicht länger, meinen Wünschen nachzukommen. Vergiß nicht, ich bitte um Etwas, das zu fordern, mit Gewalt zu fordern, ich ein Recht habe!"

„Jacobo ist ein braver, wackerer Bursche," erwiderte Teresa mit Entrüstung; „wenn er seine Schulden vergrößerte, so geschah es für Weib und Kind des Freundes seines Vaters. Auch er ist nicht für ein glanzvolles Leben geboren und sehnt sich nicht nach einem solchen. Entscheidet er sich, eines bequemen Daseins wegen, dafür, Soldat zu werden, so mag er es thun, ich halte ihn nicht. Beabsichtigt Ihr aber, meiner Mutter und mir den letzten Freund, die letzte Stütze und das letzte Obdach zu rauben, dann ist der Hafen von Acapulco noch groß genug, zwei Unglückliche zu beherbergen. Zu Euch in's Haus ziehe ich nicht! Nein, niemals! Nun geht hin und thut was Ihr wollt!"

Obgleich Teresa von Zorn erfüllt war, so hatte sie ihre Stimme doch nicht über scharfes Flüstern er-

hoben; ihre Augen funkelten aber immer wilder, während sie sich in Eifer redete und dem leidenschaftlichen Wüstling gegenüber eine trotzige, herausfordernde Haltung annahm. Sobald sie aber geendigt, wendete sie sich kurz um und schritt schnell durch die Thür, die sie dann leise und behutsam hinter sich abschloß.

„Carajo!" fluchte Gualterio und seine Zähne knirschten laut aufeinander, während seine begierigen Augen das davoneilende Mädchen gleichsam verschlangen. „Carajo! Du bist noch nicht mürbe genug! Aber warte, ich bin es, der Deinen Trotz beugen und Deinen herumstreichenden Gefährten fern von Dir halten wird. Ja, er ist es allein, der mir jetzt noch im Wege steht. Mir gehört Ihr, Beide gehört Ihr mir, mit Leib und Seele, und wehe dem, der mir feindlich entgegenzutreten wagt. — Der Hafen von Acapulco groß genug, um sie zu beherbergen! ha ha ha!" fuhr er mit höhnischem Lachen fort, indem er langsam davonschritt; „o, das Leben ist süß, man wirft es nicht so leicht fort, zumal wenn das Geschick erst zu lächeln beginnt. Aber Jacobo, Jacobo, er ist es, der Dich so störrisch macht; er soll mir dafür büßen." Mit solchen Gedanken begab sich der reiche Wüstling auf die Landstraße und kehrte auf dem nächsten Wege zur Stadt zurück.

II.

Sobald Teresa sich in dem verdunkelten Gemach befand, in welchem ihre Mutter noch immer schlief, verließ sie die Kraft vollständig, die sie Gualterio gegenüber so lange bewahrt hatte. Sie schlich auf den Zehen nach einem Winkel, wo die wenig künstlerische Abbildung der Jungfrau Maria, umgeben von einigen noch nicht ganz verdorrten Palmzweigen, an die Wand genagelt war, warf sich vor derselben auf die Kniee, und indem sie verzweiflungsvoll die Hände rang, richtete sie ihre Blicke auf die, von der sie jetzt nur noch allein Rettung erwartete.

Ein leises Pfeifen, das sich von außen her vernehmen ließ, störte sie in ihrer Andacht. Sie sprang empor, strich die langen Flechten aus ihrem jetzt wieder hoffnungsvoll belebten Gesicht zurück, und ebenso geräuschlos, wie sie kurz vorher hereingekommen war, schlich sie zu ihrer noch immer in krankhaften Schlummer versunkenen Mutter. Nachdem sie derselben, wie um ihren Schlaf ruhiger und erquickender zu machen, etwa eine Minute lang Kühlung zugefächelt hatte, öffnete sie die Thür und trat, ohne dieselbe wieder heranzuziehen, in's Gärtchen.

Ihre Blicke brauchten nicht lange nach Dem zu suchen, der ihr das bekannte Zeichen gegeben; denn

auf derselben Bank, auf der sie vor kaum einer Viertelstunde mit Gualterio gesessen; ruhte jetzt, nachlässig ausgestreckt, ein bräunlicher kraftvoller Bursche von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren.

In seiner äußern Erscheinung besaß derselbe als junger Mann ungefähr die nämlichen Eigenschaften, die Teresa als das anziehende Bild ungeschulter, natürlicher, vielleicht etwas verwilderter, aber deshalb nicht minder bezaubernder Jungfräulichkeit charakterisirten, nur daß aus seinen dunkeln Augen, die ebenfalls von dichten schwarzen Locken und außerdem von einem runden Strohhut beschattet wurden, ein noch höherer Grad von Trotz hervorleuchtete.

Auch er ging barfuß, und da das weite baumwollene Hemde, das seinen Oberkörper umschloß, auf der Brust offen stand, seine faltigen Beinkleider aber bis über die Kniee aufgerollt waren, so hatte man Gelegenheit, das Ebenmaß der Glieder zu bewundern, die zugleich Kraft und eine ungewöhnliche Gewandtheit verriethen.

Der gänzliche Mangel des Bartes gab den abgerundeten Zügen etwas überaus Weiches und Jugendliches, und nur die vollständig männlich ausgebildete Gestalt und der Ausdruck seiner Augen deuteten darauf hin, daß er die Gränze, die das Jünglings-

alter von dem Alter des Mannes scheidet, schon überschritten habe.

Neben ihm stand ein großer, weidengeflochtener Korb. Derselbe war bis zur Hälfte mit ausgesucht schönen Seemuscheln angefüllt, die aber nur wenig sichtbar waren, weil einige noch feucht schimmernde Fische und mehrere große, noch lebende Seekrabben gleichsam eine Decklage auf denselben bildeten.

Teresa hatte die Thür so geräuschlos geöffnet, daß der junge Mann, dessen Blicke auf die reifenden Cocosnüsse der nahen Palmen gerichtet waren, sie gar nicht bemerkte. Kaum hatte sie aber das Wort „Jacobo" ausgesprochen, so schnellte er wie der Blitz empor und breitete die Arme aus, um das junge Mädchen an seine Brust zu schließen. Teresa aber trat einen Schritt zurück und machte eine abwehrende Bewegung, indem sie besorgt flüsterte: „Jacobo, Du wirst mit Deinem Ungestüm meine Mutter wecken."

„Deine Mutter schläft?" entgegnete der junge Mann, und ein wilder Blick schoß aus seinen Augen; „Deine Mutter schläft? Möge die gebenedeite Jungfrau ihren Schlaf segnen; es würde sie aber nicht gestört haben, hättest Du mir gestattet, Dich so zu begrüßen, wie mein Herz es wünscht und wie es Deinem zukünftigen Gatten zusteht. Ich habe Dich seit gestern

nicht gesehen, und wohl hätte ich verdient, von Dir als Freund empfangen zu werden."

„Jacobo, es steht Dir nicht zu, mich zu begrüßen, wie der Gatte sein Weib begrüßt; auch werde ich es nicht dulden, so lange Deine Augen noch zornig funkeln, wenn ich dir widerspreche. Spiegeltest Du Dich jetzt im stillen Wasser des Hafens, dann würdest Du Dich selbst nicht wieder erkennen und einsehen, wie recht ich hatte, Dich zurückzuweisen. Du schaust so wild darein, wie ein Panther im Gebirge. Ich fürchte mich vor Dir, aber Du wirst Dich durch Deinen Jähzorn noch in's Unglück stürzen. Doch hier ist meine Hand, zum Zeichen, daß ich Dir nicht zürne und Dich als meinen besten Freund betrachte."

Jacobo stellte sich, als ob er die dargebotene Hand nicht bemerke, wendete sich um und wies gleichgültig auf den Korb.

„Da, nimm, was ich Dir gebracht habe," begann er mit seiner tiefen wohltönenden Stimme, die aber noch vor innerer Aufregung bebte; „schönere Muscheln wurden noch nie vom Boden des Meeres an's Tageslicht befördert oder von den Wellen auf den Strand geworfen. Das kalifornische Dampfboot muß in den nächsten Tagen eintreffen, und die Reisenden werden Dir gewiß einen hohen Preis für jede einzelne derselben zahlen."

„Höre, Jacobo, ich will Deine Muscheln nicht, ebensowenig Deine Fische. Meine Mutter und ich können ganz gut von Bananen und Nüssen leben. Nein, ich nehme Nichts von Dir, gar Nichts; wenigstens nicht eher, als bis Du mir die Hand gereicht.“

Jacobo stand eine Minute lang wie unschlüssig da. Er vermied absichlich den Blicken des Mädchens zu begegnen, offenbar aus Furcht vor dem unwiderstehlichen Einfluß, den sie stets auf ihn ausübten; dann aber ergriff er seinen Korb, schwang ihn leicht auf die Schulter und schritt langsam der Landstraße zu.

Teresa beobachtete unterdessen auf's Schärfste jede Bewegung ihres Geliebten, und eine ängstliche, erwartungsvolle Besorgniß spiegelte sich in ihren Zügen, als derselbe sich immer weiter von ihr entfernte. Das Weinen war ihr nahe und sie ging augenscheinlich mit sich selbst zu Rathe, ob sie ihn zurückrufen, oder seine freiwillige Rückkehr abwarten solle. Plötzlich warf der junge Fischer seinen Korb mit Heftigkeit zur Erde, so daß ein Theil seines Inhalts weit umherflog, und trat dann, ihr die Hand entgegenreichend, wieder vor sie hin.

„Teresa, ich hatte unrecht,“ sagte er, ihr voll in die großen, jetzt aber freundlich lächelnden Augen blickend; „ich werde mich ändern; Du weißt, mein Jähzorn ist ein Erbfehler, und Erbfehler sind schwer abzu-

legen. Nur aus Liebe zu Dir ließ ich mich hinreißen; aber ich will mich ändern."

„Du bist der beste Bursche unter dem Himmel," entgegnete Teresa, indem sie ihren Geliebten mit Stolz betrachtete; „ja, der allerbeste Bursche, und Dein Weib will ich auch werden. Ueber den Erbfehler tröste Dich immerhin; Du wirst ihn ablegen, wenn ich Dir gelegentlich denken helfe und wenn Du Deinen Schutzheiligen nur öfter um seinen Beistand bittest. Damit Du aber auch siehst, wie lieb ich Dich habe" — bei diesen Worten schlang sie ihre Arme um den Hals des jungen Mannes und erstickte durch einen herzinnigen Kuß die ferneren Betheuerungen seines guten Willens.

„Aber nun laß," sagte sie gleich darauf, da der beglückte Jacobo sie immer fester an sich drückte, als wenn er sie nie wieder habe von sich lassen wollen; „laß, es ist genug jetzt," wiederholte sie, sich seinen Armen entwindend. „Komm, wir wollen gemeinschaftlich den Korb holen und die Muscheln zum Verkauf ordnen. Du sagtest ja selbst, das kalifornische Dampfboot würde in den nächsten Tagen eintreffen."

Nachdem sie sodann einen sorglichen Blick durch die Thür auf ihre ruhende Mutter geworfen, schritten die beiden jungen Leute Arm in Arm zu dem Korbe hin, sammelten plaudernd und scherzend die

Muscheln, die zerstreut auf dem dürren Erdreich umherlagen, ein und packten demnächst die grimmigen Krabben, die sich unbeholfen fortbewegten und ihnen die großen, weitgeöffneten Scheeren feindlich entgegenreckten, wieder obendarauf. Als sie mit dieser Arbeit zu Stande gekommen, da nahmen sie die Last zwischen sich und kehrten leichten Herzens nach der Hütte zurück.

„Gualterio war hier; ich sah ihn den Garten verlassen und den Weg nach der Stadt einschlagen,“ bemerkte Jacobo mit einem verstohlenen Seitenblick auf seine Gefährtin, als sie eben durch die Thür treten wollten.

„Ja, er war hier,“ versetzte Teresa, den Korb erschrocken fahren lassend, denn Jacobo hatte seit seiner Ankunft ihre ungetheilte Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen, daß ihr jeder Gedanke an das widerwärtige Zusammentreffen mit Gualterio fern geblieben war.

„Ja, er war hier, guter Jacobo, und schreckliche Drohungen hat er gegen mich ausgesprochen.“

„Drohungen?“ fragte Jacobo, und die Röthe des Zorns färbte sein gebräuntes Gesicht noch dunkler.

„Ja, gedroht hat er mir und auch Dir; aber kein einziges Wort erfährst Du weiter, wenn Du Deinen

Zorn nicht bemeisterst. Du mußt ruhig sein, Du mußt mit mir überlegen und berathen, auf welche Weise wir das Unheil von uns abwenden. Du weißt ja, wir armen Leute haben den Reichen gegenüber kein Recht, und wenn wir ihnen trotzen, dann bereiten sie uns den Untergang."

„Du willst also ruhig hinnehmen, was er Dir bietet? O, Teresa, ich weiß, mit welchen Plänen der Schurke umgeht! Es ist Dein und mein Tod, wenn Du ihm nicht trotzest, nicht Widerstand leistest!" So sprechend legte Jacobo seine beiden Hände auf der Muschelhändlerin Schultern und blickte ihr mit einem solchen Ausdruck zügelloser Wildheit in die Augen, als wenn er in der That schon einen Treubruch zu rächen gehabt hätte.

„Glaubst Du, ich ahnte nicht, was er will, und glaubst Du, ich würde mich nicht lieber in das tiefste Wasser des Hafens betten, als mich seinen Wünschen fügen?" fragte Teresa, und ihre Augen sprühten, während nunmehr auch bei ihr die Röthe aufgeregter Leidenschaften sich über ihr liebliches Gesicht ausbreitete. „Geh!" fuhr sie entrüstet fort, die Hände Jacobo's mit Heftigkeit von ihren Schultern entfernend. „Du wirst meine arme Mutter durch Deine Wuth um den erquickenden Schlummer bringen! Geh, Du verdienst nicht, daß ich Dich so geliebt habe, wenn Du

derartige Zweifel hegst. Die heilige Mutter Gottes vergebe Dir; aber kein einziges Wort spreche ich mehr, wenn Du Dich nicht beruhigst und Deinen Zorn, der uns Allen Unglück bringt, bemeisterst!"

„Teresa," begann Jacobo nach einer kurzen Pause mit eigenthümlich wehmüthigem Ausdruck; „Teresa, soll ich meine Ruhe bewahren, wenn ich von der Furcht, Dich zu verlieren, gequält werde?"

„Du sollst nicht so zornig und wild werden, guter Jacobo," erwiderte das Mädchen, des jungen Mannes Hand ergreifend und freundlich drückend; „so, jetzt siehst Du doch aus, daß ich wieder Zutrauen zu Dir habe, und Alles, was der grausame Mann zu mir sprach, will ich Dir erzählen; Du sollst mir überlegen helfen und mir rathen; denn es muß Etwas geschehen, bald geschehen, oder wir werden auf ewig von einander getrennt."

Als Jacobo diese Worte vernahm, erbleichte er und wie unbewußt legte sich seine Hand auf den hörnernen Griff des breiten Messers, welches er auf der Seite im Gürtel trug.

„Nicht doch, nicht doch, guter Jacobo," besänftigte Teresa, indem sie ihres aufgeregten Geliebten Wange zärtlich mit ihrer kleinen braunen Hand strich. „Mäßige Dich; Dein Zorn kann zu Nichts helfen. Wir müssen suchen Gualterio auf die eine oder andere

Art zufrieden zu stellen, oder doch wenigstens Aufschub von ihm zu erwirken. Mit Gewalt aber dringen wir bei ihm nicht durch und erbittern ihn nur noch in höherem Grade."

Teresa's freundlicher Zuspruch, vielleicht mehr noch ihre zärtliche Berührung, riefen eine plötzliche Umwandlung in dem Wesen Jacobo's hervor. Er wurde fügsam wie ein Kind und folgte willig, als sie ihn aufforderte einzutreten und ihr bei der Arbeit hülfreiche Hand zu leisten.

Nach einigen Minuten saßen die beiden jungen Leute nicht weit vom Lager der schlummernden Frau auf der Erde, und während Teresa fortfuhr, kleine Körbchen zu flechten, ordnete Jacobo sinnig die Muscheln in dieselben, wobei er sorgfältig darauf achtete, die glänzendsten und prahlendsten Seiten der zierlichen Meereserzeugnisse, recht in's Auge fallend, nach Außen zu kehren. Im leisesten flüsternden Tone erzählte Teresa Wort für Wort ihre Unterhaltung mit Gualterio. Jacobo zuckte wohl hin und wieder schmerzlich zusammen, wobei seine Augen einen wilden, fast unheimlichen Ausdruck annahmen, namentlich als sie ihn fragte, ob er geneigt sei, sich in das stehende Heer einreihen zu lassen, doch ein Wink von ihr, oder auch ein bloßes Zeichen genügten dann immer, den drohenden Sturm zurückzuscheuchen und

die äußerliche Ruhe des leicht erregbaren Fischers wiederherzustellen. —

Teresa hatte ihre Mittheilungen schon längst beendigt; manche Pläne und Rathschläge waren von beiden Seiten vorgebracht, erwägt und wieder verworfen, manche Hoffnung erweckt und manche Besorgniß verscheucht und wieder angeregt worden, als die Kranke endlich erwachte und ihnen dadurch alle ferneren Erörterungen über diesen Gegenstand von selbst verboten wurden. Sie wünschten ja ihre wahre Lage bis zum letzten Augenblick vor der Mutter geheim zu halten, um deren Zustand nicht durch das Hervorrufen von nachtheiligen Gemüthsbewegungen zu beeinträchtigen. Dieselbe litt nämlich an dem dort einheimischen schleichenden Fieber, welches seine Opfer durch Hartnäckigkeit im Allgemeinen mehr schwächt, als wirklich gefährdet, sie aber jedenfalls unfähig zu jeglicher Arbeit macht.

Als die Mutter erwachte, hatte sie eben einen jener Fieberanfälle überstanden, welchen gewöhnlich eine namenlose Schwäche folgt, die sich wieder zunächst in einem tiefen, aber von wirren Traumbildern durchwebten Schlaf der Erschöpfung kundgiebt. Ihr erster Blick fiel auf die beiden jungen Leute, und eine unverkennbare Zufriedenheit leuchtete aus ihren hageren gelblichen Zügen, als sie gewahrte, wie dieselben sich

jetzt mit liebender Sorgfalt um sie bewegten und ihr auf alle nur denkbare Weise Linderung zu verschaffen suchten. Sie duldete mit Freuden, daß man sie auf die Bank vor der Thür brachte und dort unter ihren Augen die Arbeit, die mehr kindischen Spielen glich, fortsetzte. —

Die Schatten der Küstenberge dehnten sich schon weit über das spiegelglatte Becken des Hafens aus, als Jacobo endlich seinen leeren Korb auf die Schulter nahm und sich in der Richtung nach der Stadt entfernte.

Mutter und Tochter blickten dem Davoneilenden sinnend nach; Letztere, erfüllt von schweren Besorgnissen und geheimem Kummer; Erstere dagegen mit freudiger Hoffnung. Die arme Frau ahnte nicht, daß ihren Kindern Unheil drohen könne, und indem die schwarzen Kugeln eines uralten Rosenkranzes leise zwischen ihren zitternden Fingern durchglitten, tauchten, trotz ihrer körperlichen Leiden, die freundlichen Bilder einer zufriedenen, schönen Zukunft vor ihr auf.

III.

Die Ankunft der zwischen San Francisco und Panama vermittelnden Dampfer wird, der mit derselben in Verbindung stehenden Aussicht auf Gewinn und Unterhaltung wegen, in Acapulco gewissermaßen als ein heiteres Fest betrachtet. Vorzugsweise geschieht dies aber, wenn Tageshelle deren Einlaufen in den Hafen begünstigt, und daher zu erwarten steht, daß der größte Theil der Passagiere landet und die sechs oder sieben Stunden Aufenthalt dazu verwendet, mit den Bewohnern der Stadt zu verkehren, hier mit ihnen vereinigt die Schenken zu besuchen, dort in den öffentlichen Buden kleine Einkäufe zu besorgen oder auch am Montetisch klingendes Gold zu verspielen. —

Es mochte ungefähr vier und zwanzig Stunden nach dem Besuch sein, den Gualterio der einsamen Hütte abstattete, als das, schon am Vormittage signalisirte Dampfboot, gerade gegenüber der Stadt, bei dem Steinkohlendepôt, einem mächtigen, im Wasser errichteten Gerüst, Anker warf, und mit dem Einnehmen des erforderlichen Heizungsmaterials sogleich begonnen wurde

Ein überaus reges Leben herrschte in Folge dessen im Hafen und in der Stadt. Die ganze Bevölkerung, erfreut, noch den größten Theil des Tages vor

sich zu haben, war in Bewegung, einestheils, um Zeuge des schon bekannten, aber nichtsdestoweniger wechselnden und deshalb stets neuen Schauspiels zu sein, dann aber auch, um durch Dienstleistungen, oder durch den Verkauf von Erzeugnissen des Bodens und ihrer Hände Arbeit noch einige Dollars von den mit Schätzen heimkehrenden Reisenden zu verdienen. Zahlreiche Böte, gerudert von kräftigen halbnackten Fischern, umschwärmten den mächtigen Koloß, der, gleichsam ermüdet von der langen Fahrt auf dem ewig wogenden Ocean, regungslos, wie ein unerschütterlicher Felsen dalag und durch seinen schwarzen Schlott übelriechenden Qualm und zusammengepreßte Wasserdämpfe zischend und kreischend in's Freie sandte.

Das Zeichen zum Landen war noch nicht gegeben, die Treppen neben den Radkasten noch nicht niedergeschlagen worden, und Hunderte von Passagieren lehnten sich über die Brüstungen und betrachteten neugierig die sonnverbrannten Bootsleute, die geräuschvoll die guten Eigenschaften ihrer leichten Fahrzeuge anpriesen und zur baldigen Fahrt nach der ungefähr fünfhundert Ellen entfernten Stadt aufforderten. Sie blickten auch hinunter in die krystallklaren Fluthen, in welchen tief, tief unten die buntfarbigsten und merkwürdigsten Fische, durch optische Täu-

schung den Augen scheinbar näher gerückt, munter mit einander spielten, während auf anderen freien Stellen zwischen den Böten einige Dutzend Knaben von zwölf bis achtzehn Jahren lärmend umherschwammen und es gewissermaßen den Fischen in gewandten Wendungen und geschicktem Tauchen zuvorzuthun trachteten. —

Kleine Silbermünzen, von den sich belustigenden Passagieren geworfen, fielen zwischen die ausgelassenen Burschen in die durchsichtigen Fluthen hinab und senkten sich, vermöge ihrer Leichtigkeit das Wasser in regelmäßigem Zickzack durchschneidend, dem Meeresboden zu.

Schallender Jubel begrüßte jede einzelne dieser entgegengeschleuderten Gaben, und im nächsten Augenblick schossen die geübten Taucher dem blinkenden Geldstück nach, um tief unten, ähnlich balgenden, den Sagen entlehnten Tritonen, sich in einem Kampf der eigenthümlichsten Art zu messen. Man sah die verschiedenen Glieder sich ineinander verschränken und gegenseitig ausdrängen; die Hände haschten nach der Münze, die, wie eigenwillig, von der einen Seite nach der andern hinüberschwankte und, zwischen den Fingern durchschlüpfend, immer tiefer und tiefer hinabsank, bis endlich ein glücklicher Schwimmer sie erfaßte.

War sie dann wirklich erbeutet, so erschien die ganze Gesellschaft leicht, wie eben so viele Korkpfropfen, in der nächsten Sekunde wieder auf der Oberfläche des Wassers und munterte lärmend die Passagiere auf, durch das Hinabwerfen von schwereren Geldstücken ihre Kunstfertigkeit auf härtere Proben zu stellen.

Ein Fünfcentstück nach dem andern flog in weitem Bogen den unermüdlichen Tauchern zu, und zu Dollars war die Summe schon angewachsen, welche die Knaben in ihren Backentaschen geborgen hatten, als endlich das Commando zum Hinunterlassen der Treppen gegeben wurde.

Die Bote, deren Spitze Jacobo führte, schossen heran und legten sich abwechselnd seitlängs der Radkasten; die Passagiere drängten sich in dichten Reihen niederwärts und sprangen in die leichten, durch die Erschütterung heftig schwankenden Fahrzeuge hinab, und noch keine fünf Minuten waren vergangen, da glich die sonst so stille Wasserfläche zwischen dem Steinkohlendepôt und der Stadt einem lustigen Corso, auf welchem die mit singenden und jubelnden Menschen überfüllten Böte eine Wettfahrt anstellten.

In dem Maße nun die Passagiere landeten, nahm auch das Gewirr in den Straßen und am Strande

zu, wo die Bewohner von Acapulco sich längst zum Empfang der Fremden vorbereitet hatten.

Von dem Palmenhain, der sich in dem Wasser spiegelte, bis über den Marktplatz hinaus und weit in alle Nebenstraßen hinein zogen sich die in aller Eile errichteten Buden, und in den schmalen Gassen zwischen diesen wogten in dichtem Gedränge die aus allen Weltgegenden zusammengewürfelten Kalifornier. Sie schienen nicht zu fühlen, daß die glühenden Strahlen der Sonne fast senkrecht auf sie niederbrannten. Es war ihnen ein zu großer Genuß, ihre Bewegungen nicht mehr nach denen des rollenden Schiffs abmessen zu brauchen, und geräuschvoll äußerten sie ihre Freude über die bunte Umgebung und das, was ihnen von derselben geboten wurde.

Tische mit kühlen, würzigen Limonaden reihten sich an Haufen von Bananen, Apfelsinen, Ananas und Cocosnüssen; einfache Kuchen- und Tortillas-Bäckereien an Gerüste mit schillernden Muscheln und wunderbaren Seegewächsen; gezähmte Ameisenbäre, Eichhörnchen und kleine grüne Papageien wurden auf einer andern Stelle feil gehalten, während dichtbei unter einem Zeltdach Karten und Würfel unablässig kreisten. Zierlich gedrehte Cigarretten, bald in Bündeln, bald in Packetchen oder Körben, waren bei jedem Schritt zu sehen, so wie auch Blumen, die

man in geschmackvolle Sträußchen geordnet; und von Allem wurde gekauft und freigiebig, ohne zu feilschen, die geforderten, verhältnißmäßig niedrigen Preise gezahlt, hier, um sich einen augenblicklichen Genuß zu verschaffen, dort, um sich für den Rest der Reise mit einigen auf Seeschiffen so sehr willkommenen Erquickungen und Annehmlichkeiten zu versehen, oder auch um kleine Merkwürdigkeiten und Andenken aus der Ferne mit in die Heimath zurückzubringen.

Die Passagiere waren fröhlich und guter Dinge, weil sie sich zum größten Theil nach langjähriger Abwesenheit vom Vaterlande eben wieder auf der Heimreise befanden; die Bevölkerung von Acapulco dagegen, weil sie glänzende Geschäfte machte. Allerdings kamen nur selten ausführlichere und zusammenhängendere Unterhaltungen zwischen den Englisch sprechenden Reisenden einerseits und den Mexikanern andererseits in den Gang, so viel wußte aber Jeder von beiden Sprachen, wie nöthig war, um sich verständlich zu machen und diesen oder jenen Handel abzuschließen. —

Unmerklich eilte die Zeit dahin. Die Hitze des Tages wich der erfrischenden Kühle des Abends. Ein großer Theil der Passagiere hatte in den Schenken seine Zuflucht gesucht, aber noch Hunderte belebten die Straßen und den Marktplatz. Papierlaternen

und Lampen waren angezündet worden, und wenn die Kauflust im Allgemeinen auch schon befriedigt war, so gab es überall doch noch Etwas zu betrachten, das sich jetzt bei der veränderten, oft malerischen und unbestimmten Beleuchtung ganz anders, als im im blendenden Sonnenlicht ausnahm.

Frischer erschienen die jungen, üppig gebauten Sennoritas und feuriger ihre großen schwarzen Augen; mochten die Züge der älteren Frauen auch an Schärfe gewinnen und die ab- und zugehenden Männer scheinbar finsterer dareinschauen. Was kümmerten die fast durchgängig zügellosen Kalifornier sich um die Matronen und die Männer, oder die halbnackten Kinder, die sich heerdenweise an sie heran und zwischen ihnen durchdrängten und ihnen Blumen und Muscheln als Geschenke anboten, um gleich darauf mit unbeschreiblicher Naivetät Gegengeschenke beanspruchen zu können? Ihre Theilnahme für die junge weibliche Bevölkerung war in dem Grade gewachsen, in welchem sie den berauschenden Getränken zugesprochen hatten und die erschlaffende Hitze sie nicht mehr so sehr in ihren Bewegungen hinderte, und es war vorauszusehen, daß bei so verschiedenartigen Elementen Excesse stattfinden mußten, wenn der Signalschuß nicht bald „Alle an Bord“ rufen würde. —

An der Stelle, wo die vom Strande aufwärts

führende Hauptstraße auf den Marktplatz mündet, schräg gegenüber dem Rathhause, saß an jenem Abend Teresa. Sie hatte die größere Hälfte ihrer Muschelkörbchen verkauft, da aber noch immer hin und wieder ein Fremder zu ihr herantrat und, vielleicht mehr angelockt durch ihre auffallende Schönheit, als von den geschmackvoll geordneten Muscheln, nach den Preisen ihrer Waare fragte und auch wirklich Dieses oder Jenes von ihr kaufte, so sah sie sich noch immer nicht veranlaßt, aufzubrechen, trotzdem der Abend schon ziemlich weit vorgerückt war.

Sie hatte ihre ganze Aufmerksamkeit dem Rest ihrer kleinen Ausstellung zugewendet und war zu sehr mit der Berechnung ihres Gewinnes beschäftigt, als daß sie auf ihre weitere Umgebung hätte achten mögen. Wenn sie sich auch umgeschaut hätte, so würde sie wohl kaum Gualterio, den reichen Alkalden, bemerkt haben, der im Schatten der Veranda des Rathhauses stand und, angelegentlich zu einem andern im Schatten verborgenen Manne sprechend, bald auf sie selbst, bald auf Jacobo hinwies, welcher Letztere sich im Gewühl der Kalifornier befand und offenbar über seine Geliebte wachte.

„Wie ich Euch schon gesagt habe“, flüsterte Gualterio in gebrochenem Englisch zu seinem Begleiter, der, obgleich nach dortiger Sitte gekleidet, in Wort

und Benehmen einen vollblütigen Engländer verrieth; „Ihr erhaltet die zugesicherte Belohnung, wenn es Euch gelingt, den unverschämten Fischer mit einigen Kaliforniern in Streit zu verwickeln, und wir Grund und Gelegenheit finden, ihn verhaften und auf dem Fort in Gewahrsam bringen zu können. Er ist eifersüchtig, und ich glaube, wenn Ihr die Augen eines berauschten Reisenden auf das Mädchen lenkt, so daß dieses von demselben geängstigt wird und vielleicht gar um Hülfe ruft —"

„Laßt mich nur machen," unterbrach der Brite seinen Gefährten, „es gehört nicht viel dazu, einem eifersüchtigen Mexikaner das Messer in die Hand zu geben."

„Aber die Zeit eilt und der Signalschuß kann in jedem Augenblicke fallen," bemerkte Gualterio dringend.

„Nur Geduld," erwiderte der Andere, „ich muß mir vor allen Dingen den rechten Mann aussuchen."

Er hatte kaum geendigt, da näherten sich Arm in Arm, laut lärmend und singend, drei Kalifornier, die den mancherlei geistigen Getränken so sehr zugesprochen hatten, daß sie kaum noch das Gleichgewicht zu halten vermochten. Sie befanden sich auf dem Wege nach dem Strande hinab und traten eben in den Schein von Teresa's Papierlaterne, würden aber,

ohne das junge Mädchen zu beachten, vorübergegangen sein, wenn nicht ein Unbekannter, derselbe, der kurz vorher mit Gualterio verhandelte, bei ihnen vorbeigeschlüpft wäre und ihnen, nachdem er sie flüchtig als Landsleute begrüßt hatte, gleichzeitig, wie halb im Scherz, einige Worte zugeraunt hätte. Die Angeredeten standen still, blickte zu der schönen Muschelhändlerin hinüber, und ihre gläsern schimmernden Augen begannen sich zu beleben, als sie dieselbe in aller Lieblichkeit zwischen den Resten ihrer schon sehr zusammengeschmolzenen Vorräthe auf den Knieen liegen sahen.

„Sennores, schöne Muscheln und Muschelkörbchen!“ rief Teresa den auf sie hinstarrenden Fremden zu, in denen sie Liebhaber für ihre Waare zu erkennen glaubte. „Kauft, Sennores, kauft ein Andenken für Eure Kinder, für Eure Frauen und Schwestern!“

„Ja, kaufen will ich!“ brüllte mit einem heftigen Fluch der mittelste der drei rohen Gesellen, indem er sich von seinen Gefährten losriß und stolpernd zu Teresa hinsprang. „Kaufen will ich, aber nicht Deine Muscheln, sondern Dich selbst, oder ich will verdammt sein!“

„Geht Eures Weges, Sennores!“ stammelte das erschrockene Mädchen, seine Waare schnell zusammenraffend und sich zur Flucht anschickend. „Geht, ich

bitte Euch, ich habe Euch nicht beleidigen wollen, sondern glaubte nur —"

„Was glaubtest Du, schöne Sennorita?" lallte der brutale Goldgräber, und umschlang die entsetzte Teresa mit beiden Armen, so daß ihr Muscheln und Körbchen entfielen und ringsum auf den Boden rollten. „Glaubtest Du vielleicht, ich würde Dich fahren lassen, ohne von Dir geküßt zu sein?"

Das schallende Gelächter seiner beiden Gefährten und der Zunächststehenden, die sich nach dem Lärm umgewendet hatten, machte ihn, trotz des heftigen Sträubens seines Opfers, noch kühner und begieriger, und er zog das junge Mädchen auf eine Weise an sich, daß dieses vor Angst einen lauten Hülferuf ausstieß.

„Ruhig, ruhig, schöne Sennorita!" keuchte er, durch den Widerstand erbittert, indem er versuchte, Teresa's Mund mit seinen nach Branntwein duftenden Lippen zu schließen.

„Caramba!" fluchte aber in diesem Augenblicke eine vor Wuth fast erstickte Stimme dicht vor seinen Ohren, und gleichzeitig krallte sich eine starke Faust in seine Kehle und riß ihn mit einer Gewalt von dem Mädchen los, daß er rückwärts auf die Erde taumelte, und eh' er sich dann wieder so weit gefaßt hatte, um in seinem Angreifer einen kraftvollen jungen Fi-

scher zu erkennen, war Teresa mit dem Ruf: „ich danke Dir, guter Jacobo!“ entschlüpft und in der Dunkelheit verschwunden.

Die Flucht des Mädchens, die erlittene Schmach, mehr aber noch das Hohngelächter der Umstehenden erbitterten den Kalifornier aber jetzt in so hohem Grade, daß er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, wüthend auf Jacobo eindrang und ihn durch einen Faustschlag zu Boden zu strecken trachtete. Als er aber das im Glanz von Teresa's zurückgebliebener Laterne blitzende Messer in der Faust seines Gegners gewahrte und den wilden entschlossenen Ausdruck, der das Schlimmste befürchten ließ, da riß er einen Revolver aus der Tasche und feuerte ihn, eh' ihn Jemand an seinem Vorhaben hindern konnte, mit einem gräßlichen Fluch auf den Fischer ab.

Obgleich Jacobo von der mit unsicherer Hand abgeschossenen Kugel nicht berührt worden war, so schien sich doch jetzt ein allgemeines Handgemenge entspinnen zu wollen, indem zahlreiche Fischer und andere Bewohner der Stadt herbeieilten und sich auf Jacobo's Seite stellten, während sich gegenüber die Kalifornier unter lauten Drohungen zusammenrotteten und Partei für den vor Wuth schäumenden Reisegefährten ergriffen.

Da donnerte der Signalschuß von dem Dampfer

herüber, und gleichzeitig ertönte vom Strande her das Geschrei der Fischer und Fährleute, mit welchem sie die noch am Lande weilenden Passagiere aufforderten, sich in den Böten Plätze zu sichern.

Ein tolles Gewirr entstand in Folge dessen. Vergessen war die Muschelhändlerin, vergessen Jacobo, der noch immer mit dem Messer in der Faust kampfbereit in seiner alten Stellung verharrte. Jeder befürchtete, nicht rechtzeitig an Bord zu gelangen und von dem Dampfer zurückgelassen zu werden, und zwischen den Buden hervor und aus den Thüren der Schenken stürzten die Passagiere in wilder Hast dem Hafen zu.

Auch Jacobo, sobald er sah, daß die Menge sich verlief, schickte sich an, zu seinem Boot zu eilen, doch wurde er an der Ausführung seiner Absicht von Gualterio verhindert, der plötzlich hohnlächelnd vor ihn hintrat und, in seiner Eigenschaft als Gerichtsperson, ihn im Namen des Gesetzes zu seinem Gefangenen erklärte.

„Geht mir aus dem Wege!" fuhr Jacobo den Alkalden an; „Ihr habt keinen Grund, mich zu verhaften; geht mir aus dem Wege!" wiederholte er, die bewaffnete Hand drohend erhebend.

„Jacobo, ich verhafte Dich als Ruhestörer!" entgegnete Gualterio mit höhnischem Ausdruck, „auch

wenn Du die Ruhe nicht gestört hättest, würde ich Dich dennoch verhaften, weil Du einem Beamten der öffentlichen Sicherheit mit dem Messer zu drohen wagst!"

„Verhaftet mich, wann Ihr wollt!" rief Jacobo laut aus, und trat dem Alkalden einen Schritt näher. „Ihr wißt ja, wo ich zu finden bin; jetzt aber geht mir aus dem Wege! Mein Boot ist mit Passagieren angefüllt, die auf mich harren, und ich kann Euretwegen meinen Verdienst nicht einbüßen! Platz, sage ich!" fügte er mit wachsendem Zorn hinzu; „Platz, oder Ihr werdet es bereuen!"

„Jacobo," rief von der andern Seite der Straße eine sanfte, aber vorwurfsvolle Stimme herüber. „Jacobo, stürze Dich nicht in's Verderben."

Der junge Fischer schrak zusammen, ließ die Hand mit dem Messer sinken und blickte verzweiflungsvoll nach der Richtung hinüber, von woher er Teresa's Warnung vernommen. Als er dann seine Gedanken wieder gesammelt und seine wilde Aufregung sich gelegt hatte, da standen zu beiden Seiten von ihm zwei halbnackte, mit Musketen und kurzen Seitengewehren bewaffnete Burschen, die sich bereit zeigten, die Befehle Gualterio's sogleich auszuführen.

„Laßt mich gehen, Sennor," sagte er in milderem Tone, sobald er einsah, daß ihm jeder andere

Weg, seine Freiheit zu erlangen, abgeschnitten war, „laßt mich gehen, um die paar Dollars zu verdienen, und ich verspreche, mich nach meiner Rückkehr sogleich zu stellen. Ihr wißt ja, es ist Euer Geld, das ich von den Kaliforniern zu verdienen wünsche. Laßt mich gehen, ich bitte Euch darum."

„Ich glaube wohl, daß Du Dich nach Deiner Rückkehr stellen willst, theuerster Jacobo," versetzte Gualterio spöttisch, „Du sagst aber nicht, auf wie lange Du Deine Rückkehr hinauszuschieben gedenkst."

„Keine halbe Stunde," antwortete Jacobo angstvoll.

„Schon recht, schon recht," unterbrach ihn der Alkalde kurz; „Haben ist besser, wie Erwarten; komm, füge Dich; störrische Burschen, wie Du, können gefährlich werden, und Vorsicht ist zu allen Dingen gut."

„O, Teresa, wozu hast Du mich verleitet!" rief Jacobo zähneknirschend aus, denn der Gedanke an eine lange Gefangenschaft. und an die Schutzlosigkeit seiner Geliebten schmetterte ihn förmlich nieder, und es war ja zu spät, sich jetzt noch zur Wehre setzen oder die Flucht ergreifen zu wollen.

Doch Teresa antwortete nicht. Sie verharrte regungslos in einem Winkel im Schatten der Häuser und blickte voller Schrecken auf die Scene vor sich.

Sie mochte ahnen, warum Gualterio so freudig die Gelegenheit ergriff, ihren Geliebten zu entfernen; denn während Thränen der Verzweiflung über ihre Wangen rollten und ihre Hände sich krampfhaft ballten, schleuderte sie aus ihren schönen Augen Blitze des tiefsten, unversöhnlichsten Hasses auf den Störer ihres Friedens. —

Da der größte Theil der auf den Straßen befindlichen Bevölkerung mit den scheidenden Kaliforniern an den Strand hinabgeeilt war, so gelang es Gualterio, den Fischer, ohne viel Aufsehen zu erregen, zu fesseln, und nachdem er die wenigen Neugierigen, die sich um die Gruppe angesammelt hatten, auseinandergewiesen, schlug er mit den vier Miliz-Soldaten, die den Gefangenen in ihrer Mitte führten, den Weg nach dem östlichen Ende der Stadt ein, wo auf einem sanft ansteigenden Hügel die Citadelle lag. —

Teresa folgte den Davonschreitenden nach. Sie hielt sich weit genug entfernt, um gegen Entdeckung gesichert zu sein, aber auch so nahe, daß Gualterio's Stimme deutlich an ihr Ohr schlug, wenn er mit schadenfrohem Ausdruck Jacobo sein Vergehen vorwarf und ihn auf eine lange Gefangenschaft und seine endliche Ueberantwortung in die Reihen des stehenden Heeres vorbereitete. Dieser dagegen setzte den Ausfällen des Alkalden dumpfes Schweigen entgegen.

Auch die Wachen schwiegen. Sie waren alte Gefährten des Gefangenen, und ihre Theilnahme für denselben überwog bei weitem die Unterwürfigkeit, mit welcher Gualterio's Befehlen nachzukommen sie gezwungen waren.

Die junge Muschelhändlerin achtete nicht auf den Inhalt der Worte, die vor ihr gesprochen wurden. Ihre Thränen waren längst versiegt, und während sie geräuschlos unter den Bäumen dahinschlich, ruhten ihre Blicke auf den dunkeln Umrissen der Männer, die sich im Schatten der niedrigen Allee den Hügel hinauf bewegten und sehr bald auf den freien Platz vor dem Kastell gelangten. Sie vernahm, daß eine Schildwache die Ankommenden mit schläfriger Stimme anrief, sie vernahm Gualterio's Antwort, und gleich darauf klirrten die rostigen Ketten der seit langer Zeit nicht aufgezogenen Brücke unter dem schweren Tritt der Männer.

Als die Wache mit dem Gefangenen hinter dem Portal verschwand, da zog das Dampfboot eine phosphorisch leuchtende Furche durch das stille, von keinem Lufthauch berührte Becken des Hafens. Schnaubend und funkensprühend glitt der Koloß dahin. Von seinem Bord erschallten fröhliche Stimmen im Chorgesang und das scharfe Commando der Steuerleute; und wie im Gegensatz zu diesem geräuschvollen Treiben spie-

gelten sich träumerisch in dem stillen Wasser das erste Viertel des Mondes und die in schwarze Schatten gehüllten Abhänge der Berge. Es war eine zauberische Tropennacht. Verlockende, sinneberauschende Ruhe überall: in der warmen, aber nicht mehr erschlaffenden Atmosphäre, wie auf der bethauten, würzig duftenden Landschaft. Kleine Wellen plätscherten geheimnißvoll gegen die Felsen, welche das Kastell trugen, und tändelten mit den niederhängenden Ranken, oder spülten geräuschlos über glatte Sandflächen hinweg; breitschwingige Fledermäuse umflatterten zirpend die alten Mauern und Thürmchen, und im Thal, auf der östlichen Seite des Hügels, blökten behaglich einige Schafe.

Teresa verharrte wie gebannt auf derselben Stelle. Dicke Mauern trennten sie jetzt von ihrem Geliebten, und ihr war es, als habe der Tod sich zwischen sie und ihr irdisches Glück gedrängt.

„Hohe Mauern und eiserne Riegel," flüsterte sie händeringend vor sich hin. „Mauern, an denen viele Menschen Jahre lang arbeiteten! Wie sollte es mir wohl gelingen, dieselben zu durchbrechen? Mir, die ich kaum einen einzigen Stein zu heben vermag? O, ich sehe ihn nie wieder, und Gualterio hat mich in seiner Gewalt! — Nein, nein," fuhr sie nach einer Pause fort, „der Hafen ist groß genug, mich und

meine Mutter aufzunehmen! — Aber Jacobo? — Was wird sein Loos sein? — Er wird ihn nie frei geben; er wird ihn zu seinem Peon machen, und die Mauern sind zu dick und fest, um sie zu durchbrechen."

Da zuckte ein Blitz über den Hafen, ein heftiger Knall folgte nach, und donnernd antwortete das Echo auf den Scheidegruß, den der Dampfer der Stadt in dem Augenblick zusandte, als er seinen scharfen Bug wieder dem Ocean zukehrte und hinter den bewaldeten Felsen vor der Einfahrt verschwand.

Teresa schrak zusammen. „Und dennoch können sie durchbrochen werden," fuhr sie, wie von einem glücklichen Gedanken beseelt, fort, den die laute Sprache des ehernen Geschützes in ihr wach gerufen. „Ja, sie können durchbrochen werden!" wiederholte sie mit eigenthümlich festem, ja, trotzigem Ausdruck. „Aber ich muß wissen, wo sie ihn einsperren, damit ich ihn finden kann."

So sprechend eilte sie wie eine aufgescheuchte Taube von dem Eingang des Forts in weitem Bogen nach der nördlichen Seite herum, wo eine Mauer aus dem Festungsgraben aufstieg und, drei Fuß hoch über den äußersten Wall emporragend, sich parallel mit den Mauern des Forts und dem Graben im Zickzack hinzog. Sie war dort sicher, von keinem zufällig Vorübergehenden oder von der nachlässigen Schildwache

bemerkt zu werden, und indem sie langsam dahinschlich, spähte sie unablässig nach dem Gemäuer hinüber, auf dessen beschatteter Fläche nur mit vieler Mühe die Schießscharten und kleinen Fenster zu erkennen waren. Sie hoffte, daß sich die eine oder die andere der Oeffnungen erhellen und ihr dadurch die Richtung angeben würde, in der sie ihren Geliebten zu suchen habe.

Lange forschte sie vergebens und vorsichtig bewegte sie sich von Ecke zu Ecke der Mauer entlang. Das Kastell hob so schwarz vor dem gestirnten und monderleuchteten Firmament ab, und lag so unheimlich still und ernst da, als wenn es schon längst von den Menschen aufgegeben worden sei und nur noch den Eulen und Fledermäusen zum Aufenthalt gedient hätte.

Teresa seufzte tief und schmerzlich und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„O, meine arme Mutter,“ sprach sie mit dem Ausdruck des herbsten Kummers vor sich hin, „wie wird sie den Schlag ertragen und wie soll ich ihr mittheilen, daß wir nun unserer letzten Stütze beraubt sind, daß wir zu Peons gemacht werden sollen, sie und ich, und endlich auch der gute Jacobo? Nein! es soll nicht sein!“ rief sie lauter aus, indem sie mit der Gewandtheit einer ergrimmten Tigerin oben auf die

Mauer hinaufsprang und eilfertig auf dem schmalen unsichern Pfade, den dieselbe bot, weiter schritt. „Nein, es soll nicht, es darf nicht sein! Jacobo muß aus dem Gefängniß heraus, muß befreit werden, und sollte ich jeden einzelnen Stein mit den Nägeln meiner Finger loskratzen. Jacobo, der bravste Bursche von Acapulco, er soll sehen, was ich vermag. Ich, ja, ich ganz allein befreie ihn, und wenn er frei ist, dann fliehen wir in die Wälder — aber meine arme Mutter," fügte sie seufzend hinzu, „wird die Flucht sie nicht tödten? Nein, nein, Jacobo und ich, wir werden sie tragen; mag Gualterio mit unserm Hüttchen aufstellen, was er will, wir werden ihm entrinnen; — aber ach, die dicken Mauern und die Dunkelheit zwischen denselben, und die Geister der innerhalb des Forts Getödteten! Heilige Mutter Gottes, beschütze ihn, laß ihn nicht vor Angst und Schrecken sterben!"

Sie bekreuzigte sich und wollte eben wieder von der Mauer hinunterspringen, als ihre Augen, seitwärts blickend, einen schwachen Lichtschimmer erfaßten, der durch eine schmale Schießscharte des Hauptgebäudes, beinahe in gleicher Höhe mit ihr, in's Freie fiel. Sie stand still und lauschte. Der Schall von Stimmen drang gedämpft bis zu ihr; gleich darauf verdunkelte sich aber die Oeffnung und ebenso verhallten die Stimmen.

Die Blicke fest auf das schwarze Gemäuer geheftet, schritt Teresa jetzt wieder mechanisch auf dem schmalen Pfade dahin. Da erhellte sich die nächstfolgende Schießscharte auf einige Sekunden, und acht Mal hinter einander schimmerte Licht durch die schmalen Oeffnungen, die in bestimmten Zwischenräumen auf den Festungsgraben mündeten.

Teresa errieth, daß eine Fackel oder Laterne in einem Gange auf der andern Seite der Mauer an den Schießscharten vorbeigetragen wurde, und horchte gespannt, als das Licht längere Zeit vor der letzten Oeffnung verweilte. Sie hoffte wenigstens ein Zeichen von der Anwesenheit ihres Geliebten zu erhalten, aber vergeblich. Sie vernahm wohl das Murmeln von Stimmen, dieselben waren aber durch die Entfernung so gedämpft und drangen so verändert und entstellt in's Freie, daß sie dieselben nicht von einander zu trennen und zu unterscheiden vermochte.

Nach einigen Minuten verschwand der helle Schein wieder und bewegte sich, offenbar auf demselben Wege, den er gekommen war, zurück an der ganzen Reihe der Schießscharten vorbei.

Teresa sprang von der Mauer, suchte einen Stein und legte ihn auf die Stelle, von wo aus sie den muthmaßlichen Aufenthaltsort Jacobo's entdeckt hatte, und nachdem sie sich schnell überzeugt, daß es

ihr leicht werden würde, den so gekennzeichneten Punkt und die zuletzt erleuchtet gewesene Oeffnung wiederzufinden, eilte sie an den Eingang des Kastells zurück, in dessen Nähe sie sich vorsichtig verbarg.

Nur kurze Zeit hatte sie in ihrem Versteck zugebracht, da erschien Gualterio wieder mit seinen vier Soldaten auf der Zugbrücke.

„Jacobo ist in dem letzten Gemach untergebracht worden," redete er die wenig aufmerksame Schildwache an, die sich nachlässig auf ihre Muskete stützte und ungeduldig auf Ablösung harrte. „Der Schlüssel befindet sich in der Wachstube; ich habe ihn dem Sergeanten übergeben, wiederhole aber, was ich schon Euern Kameraden sagte: daß Ihr Alle für den Ruhestörer zu haften habt. Merkt Euch, er hat das Messer gegen Fremde und gegen die Ortsbehörde gezogen, und das Gericht wird innerhalb weniger Tage über ihn entscheiden."

„Gut, Herr," antwortete gedehnt der träge Posten.

„Laßt Niemanden zu ihm hinein, wer es auch immer sein mag, und vergeßt nicht, daß schwere Strafe Euch trifft, wenn der Verbrecher entwischen sollte," fügte Gualterio noch im Davonschreiten hinzu.

„Bueno," entgegnete der Angeredete, und der Alkalde verschwand mit seiner Begleitung im Schatten der Allee.

„Er nennt ihn einen Verbrecher," flüsterte Teresa, bebend vor Zorn und heftiger Aufregung, indem sie leise davonschlich. „Er, der mich beschützte, ein Verbrecher! Aber gedulde Dich, guter Jacobo, ich weiß jetzt genau, wo Du Dich befindest; wir durchbrechen die Mauern und fliehen." So sprechend fuhr sie mit trotziger Geberde mit dem Zipfel des Rebosos über ihre Augen, wie um die letzten Spuren von Thränen zu verwischen, und eilte dann auf einem Umwege in die Stadt zurück, wo sie ihre Muscheln und Körbchen verborgen hatte. Nachdem sie ihr Eigenthum wieder an sich genommen, begab sie sich ohne Verzug nach der heimathlichen Hütte.

IV.

Wenn je eine Befestigung oder ein Kastell eine reizende Lage erhielt, so ist es das Fort von Acapulco.

Es erhebt sich, wie schon angedeutet, auf einem felsigen Hügel, der schroff abfallend, etwas in den Hafen hineinreicht, während er sich nach allen übrigen Richtungen hin allmälig senkt, und schaut so stolz über die stille Wasserfläche und die nahe Stadt hinweg, als wenn es fühlte, daß von ihm aus das ganze

herrliche, paradiesische Felsenbecken beherrscht und vertheidigt werden könne.

Stellt man auch die Vermuthung: „die dicken Mauern seien inwendig nur mit Schutt ausgefüllt,“ in die Reihe der Verläumdungen, die erfunden wurden, um der Besatzung das Vertrauen auf die Haltbarkeit ihrer Brustwehren zu rauben, so ist das Fort in der That doch mehr malerisch schön als fest, mehr anmuthig mit seiner Umgebung contrastirend, als wirklich drohend; und was die zeitweilige Vertheidigung betrifft, so ist wohl selten ein mit Mauern und Wällen umgebener und mit Kanonen und Musketen bewaffneter Platz mit weniger Energie und Ausdauer vertheidigt worden.

Dieses Fort also ist bei der in den mexikanischen Provinzen häufig wechselnden Regierungsform, zur Zeit von Bürgerkriegen und durch Flibustier mehrfach angegriffen und eingenommen worden; viel Blut wurde aber bei solchen Gelegenheiten, wie die Sage geht, nicht vergossen, und die Beschädigungen, die schwere Geschosse dem Mauerwerk zufügten, sind kaum nennenswerth, im Vergleich mit den Rissen, welche in Folge der in jenen Regionen nicht seltenen Erderschütterungen entstanden.

Es ist recht gut so; denn wäre die kleine Festung jemals geschleift worden, so würde sich schwerlich Je-

mand gefunden haben, der sie wieder aufgebaut hätte, und der Hafen von Acapulco wäre dadurch eines schönen Schmuckes beraubt gewesen.

Auf diesen Umstand scheint man wirklich bei Angriffen wie bei der Vertheidigung Rücksicht genommen zu haben, indem man sich lieber nach einigen Kanonenschüssen auf friedlichere Weise um den Besitz einigte, anstatt, wie es bei höher civilisirten Nationen Gebrauch ist, Werke zu zerstören, die man hinterher doch wieder mit großem Kostenaufwand aufbauen muß, oder auch gar nicht mehr herzustellen vermag.

Es ist also ganz gut, daß das Kastell, gleichviel aus was für Gründen, immer geschont wurde. Im entgegengesetzten Falle hätten die Bewohner von Acapulco unbedingt am meisten verloren; denn einen schönern Spielplatz, als die Wälle und Gräben und deren nächste Umgebung der Jugend bieten, könnte in weitem Umkreise nicht gefunden werden, ebenso wenig wie liebeglühende Herzen einen romantischeren, ihren Gefühlen entsprechenderen Spaziergang einzuschlagen vermöchten, als in der schattigen Allee nach dem Fort hinauf, und dann immer und immer wieder um dasselbe herum.

Ja, immer und immer wieder um dasselbe herum, auf einem und demselben vielfach betretenen

Wege, der dem Auge, sei es nun am hellen Tage, in der traulichen Dämmerungsstunde oder beim geheimnißvollen Mondschein, so viel Abwechselung bietet.

Auf der einen Seite der wundervolle, tiefblaue, so prächtig eingerahmte Wasserspiegel; auf der andern die mit dichter Vegetation bedeckten Berge; hier ein liebliches, von einem kleinen Flüßchen reich bewässertes Thal, dort wieder die anmuthig gelegene Stadt; und wenn auch die heißblütigen Sennoritas und die feurigen Jünglinge bei ihrem süßen Liebesgeflüster der äußeren Eindrücke nicht bedürfen, um zu vergessen, daß die Zeit auf den schnellsten Flügeln enteilt, so giebt es doch Leute genug, die über die Jahre jugendlicher, sorgloser Herzensergießungen hinaus sind, und gerade eine derartige Umgebung suchen, um sich beim Anschauen derselben in die Rückerinnerungen längst verflossener wonniger Stunden zu versenken, die sie ein freundliches Geschick, bald hier, bald dort finden ließ.

O, die liebe, süße Erinnerung! Wohl dem, der beim Hinblick auf den zurückgelegten Lebenspfad, sei er noch so rauh und hindernißreich, denselben mit den allerschönsten duftenden Blumen bestreut zu sehen meint, dem jede einzelne dieser Blumen eine wonnig verlebte Stunde bezeichnet und, als schönstes Denkmal, eine wehmuthsvolle, aber nicht herbe Thräne in's Auge lockt. — Dergleichen Betrachtungen liegen beim

Anblick des kleinen achteckigen Forts mit den leeren Schießscharten und den verrosteten Kanonen auf den Wällen, viel näher, als die Gedanken an wilden Kampf und Blutvergießen. Sogar die träge Schildwache bei der so selten aus ihren Fugen gehobenen Zugbrücke giebt in ihrer äußern Erscheinung an Harmlosigkeit den großen bunten Eidechsen Nichts nach, die sich behaglich auf den erwärmten Steinen sonnen, oder den Heimchen, die zu Hunderten neugierig aus den Mauerritzen in die Welt hinausschauen und nach Herzenslust und mit vollster Kraft ihre schrillen Trommelfellchen rühren. —

Im Schatten lagen der Hafen, die Stadt, das Fort und die im lachendsten Grün prangenden Abhänge. Nur die äußersten Gipfel der westlichen Erhebungen und die schlanke Signalstange waren von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne geröthet. Der regungslose Wasserspiegel dampfte; schwimmende Möven reckten verschlafen ihre langen spitzen Schwingen; die von Thau beschwerten Blätter und Ranken der Schlingpflanzen hingen noch tiefer als gewöhnlich herab; wie träumend neigten die Palmen ihre stolzen Häupter, und wie träumend hatte die rothe und weiße Flagge auf dem Fort, die man am vorhergehenden Abend einzuziehen vergessen, sich um ihren Stock geschlungen.

Alles schlief noch. Nur einzelne Hähne krähten, und mit lautem Geräusch fielen die Ruder eines fleißigen Fischers in das Boot, eh' er selbst, nachdem er seine Glieder noch einmal recht herzhaft gereckt und gedehnt, in demselben Platz nahm und sich zur frühen Fahrt anschickte.

Auch die Schildwache bei der Zugbrücke schlief. Recht angenehm und sanft ruhte der braune halbnackte Bursche, der hier für die allgemeine Sicherheit zu wachen hatte. Er saß auf einem Prellstein und hatte den Rücken bequem an die Mauer gelehnt, und ebenso bequem lehnte sich die Muskete mit dem Feuerschloß und dem breiten kurzen Bayonnet neben ihm an die Wand. Schon mancher Wachposten hatte auf dem Prellstein seine Zeit verträumt, wie der mit einer schwärzlichen Fettlage überzogene Kalk des als Rücklehne dienenden Mauertheils bekundet haben würde, wenn der Schläfer denselben nicht mit seinen breiten Schultern bedeckt hätte; und schon manche Muskete hatte auf derselben Stelle gestanden, wie die zahlreichen von den Bayonneten hinterlassenen Spuren und Schrammen deutlich bewiesen.

Trotzdem war das Fort unverrückt stehen geblieben, und keine frevelnde Hand hatte es gewagt, sich an den unförmlichen Zwölf- und Vierundzwanzigpfündern zu vergreifen, die wie verloren und herren-

los, freilich sehr spärlich zerstreut auf den Wällen umherlagen.

Im Fort selbst war es noch mäuschenstill. Die aus einem Dutzend Milizsoldaten bestehende Besatzung hatte sich noch nicht gerührt, und da der Posten voraussichtlich für's Erste noch nicht erwachte, so war nicht anzunehmen, daß sie sich, ohne geweckt zu werden, in nächster Zeit rühren würde.

Und so bot denn das alte Fort ein wahres Bild des tiefsten Friedens, dem von keiner Seite her eine Unterbrechung drohte, es sei denn, daß man einer jungen Fußgängerin feindliche Absichten zugeschrieben hätte, weil sie sich eiligen Schrittes der Schildwache näherte, und, bei derselben angekommen, etwa eine Minute lang die zusammengekauerte schnarchende Gestalt aufmerksam betrachtete.

Ja, die geängstigte und besorgte Teresa, die seit dem vorhergehenden Tage ihre Augen noch nicht zum erquickenden Schlummer geschlossen, hatte sich frühzeitig auf den Weg gemacht. Wie am vorhergehenden Tage, so verhüllten auch heute nur der leichte Rock, den ein gewebter Gürtel über ihren Hüften zusammenhielt, und der schleierähnliche Ueberwurf die schöne volle Gestalt; wie gewöhnlich hingen die langen schwarzen Flechten von dem wohlgeformten Haupte nieder, und wie immer schützten weder Schuhe noch

Sandalen die kleinen zierlichen Füße, die, unbekümmert um Dornen und Steine, in ihren eiligen Bewegungen den Boden kaum zu berühren schienen.

In der linken Hand trug sie ein kleines Bündel mit Lebensmitteln, während sie in der rechten einen schweren Gegenstand hielt, den sie aber mit einem Stück Zeug so umwickelt hatte, daß seine eigentliche Form gar nicht zu erkennen war. Daß sie die Nacht durchwacht hatte, stand auf ihren bleichen Zügen geschrieben; dagegen waren der Trotz und die wilde Entschlossenheit, die sonst in ihren Augen gleichsam verborgen schlummerten, noch hervortretender geworden und kämpften seltsam mit einem Ausdruck ängstlicher Spannung um den Vorrang.

Beim Anblick der schlafenden Schildwache glitt eine helle Freude über ihre kindlichen Züge, und sie stand still, wie um sich zu überzeugen, daß sie sich nicht täusche.

Nach kurzem Sinnen entfernte sie sich nach der Richtung, in welcher sie vor wenig Stunden dem Schimmer des Lichts gefolgt war, und gelangte bald an die Stelle, wo sie den Stein auf die Mauer gelegt hatte. Ohne Bedenken sprang sie nach der Mauer hinauf, und nachdem sie nach allen Seiten gespäht und sich vergewissert, daß sie nicht beobachtet werde, ließ sie den schweren Gegenstand, der ihr den Arm

fast auszurenken drohte, in den Festungsgraben hinabfallen.

Wieder schaute sie sich um. Das Geräusch des fallenden Gegenstandes hatte sie erschreckt; als sie aber, so weit ihre Blicke reichten, kein lebendes Wesen wahrnahm, wendete sie ihre Aufmerksamkeit den Schießscharten zu, um diejenige ausfindig zu machen, hinter welcher sie ihren Geliebten vermuthen durfte. Dieselbe lag gerade vor ihr, sie konnte sich nicht täuschen, aber gegen achtzehn Fuß hoch über dem Boden des trockenen, mit üppigem Graswuchs bedeckten Festungsgrabens.

„Die Schnur wird reichen, guter Jacobo," flüsterte Teresa, die Höhe mit den Augen messend; „ja, sie wird lang genug sein; o, Jacobo, ich habe an Alles gedacht; ich werde Dich befreien und wären die Mauern noch zweimal so dick!"

Und mit triumphirender Miene, als wenn ihr Geliebter schon wieder außerhalb des Gefängnisses gewesen wäre, sprang sie von der Mauer und eilte flüchtigen Fußes eine kurze Strecke zurück, bis dahin, wo eine schadhafte Stelle der Mauer es ihr möglich machte, in den Graben hinabzusteigen. Ohne Säumen lief sie dann zu dem verhüllten Gegenstand, den sie kurz vorher hatte hinabfallen lassen, und trug ihn nach der andern Seite hinüber, wo sie ihn gerade unter

der bezeichneten Schießscharte niederlegte und in dem hohen Grase sorgfältig verbarg.

„Jacobo! Jacobo!“ rief sie dann mit halblauter Stimme hinauf, „Jacobo, bist Du da?“

„Ich bin hier, Teresa, die Jungfrau Maria segne Dich!“ schallte es gedämpft zurück und gleichzeitig wurde eine Hand in der Oeffnung sichtbar. Teresa aber hatte genug gesehen und gehört; sie wußte, daß Jacobo da war, wo sie ihn vermuthete, und was er ihr weiter noch zurief, das vernahm sie nicht mehr, so schnell war sie wieder nach der Mauer zurückgekehrt und nach dem Wall hinaufgeklettert. Ihr Gesicht glühte, und ohne sich nur ein einziges Mal umzuschauen, ergriff sie das Tuch mit den Lebensmitteln, welches sie beim Hinabsteigen daselbst niedergelegt hatte, und begab sich, mehr fliegend als gehend, an den Eingang des Kastells.

Sie fand die Schildwache noch in tiefen Schlaf versunken, und auch im Innern des Gebäudes hatte sich noch Niemand gemeldet. Ihre Absichten konnten also von keiner Seite bemerkt oder verrathen worden sein, und furchtlos trat sie auf den Wachposten zu und legte ihre Hand in vertraulicher Weise auf seine Schulter.

„Bautista,“ begann sie freundlich, als der erschreckte Bursche die Augen aufschlug und sie verwundert an=

schaute; „Bautista, sei froh, daß der Alkalde Dich nicht in Deinem Schlummer stört. Es hätte Dir Strafe daraus erwachsen können."

„Du hier, Teresa?" erwiderte der Angeredete ebenso freundlich, ohne jedoch aufzustehen. „Was bringt Dich so früh herauf? Es geschieht so selten, daß sich Jemand hier sehen läßt, eh' die Sonne den ganzen Hafen bescheint; am allerwenigsten der Alkalde, der ebenso gern, vielleicht noch lieber schläft, als andere Menschen."

„Was hätte mich wohl zu dem frühen Gang veranlassen können? Du solltest es doch am besten wissen; ich will Jacobo einige Früchte und Tortillas bringen."

„Ja, ich vergaß, Jacobo ist wegen Mordversuchs verhaftet worden. Der arme Bursche, er wird schwer büßen müssen, denn Gualterio ist ihm nicht freundlich gesinnt."

„Möge die gebenedeite Mutter Gottes Dir Deine Worte vergeben, denn es sind die schmachvollsten Lügen, die je gesprochen wurden. Jacobo hat noch nie Jemandem nach dem Leben getrachtet. Er wollte mich nur nicht beschimpfen lassen. Doch wozu diese Reden? Führe mich zu ihm, Bautista, damit ich ihm zu essen bringe."

„Er erhält Speisen aus unserer Küche; aber gieb

nur her, ich werde ihm Alles getreulich einhändigen, denn was Du ihm schickst, wird ihm jedenfalls besser munden."

„Bautista, verliere keine Zeit, führe mich zu ihm," entgegnete Teresa ungeduldig; „ich muß ihn sehen, ich muß ihm die Speisen selbst einhändigen, es wird ihn trösten in seinen Leiden."

„Ich kann nicht, ich darf nicht, braves Mädchen, es ist uns streng untersagt worden, Jemanden zu ihm hinein zu lassen. Schwere Strafe würde mich treffen, handelte ich gegen den Befehl."

„Dein Vater, wenn er noch lebte und statt Deiner hier stände, würde nicht so sprechen. Dein Vater, Jacobo's Vater und der meinige haben manche Nacht zusammen auf dem Meere verbracht."

Der junge Soldat erhob sich und wand und reckte sich verlegen hin und her. Des Mädchens Worte hatten ihn offenbar tief berührt und ein harter Kampf ging in seinem Innern vor. „Teresa," hob er endlich an, „ich wünschte, Jacobo wäre frei und ich säße dafür im Kerker; aber zu ihm hineinlassen kann ich Dich nicht. Was würde es ihm, was Dir frommen, wenn ich ebenfalls eingesperrt würde? Du weißt ja, wir armen Leute haben den Reichen gegenüber kein Recht, am allerwenigsten, wenn wir uns dazu hergegeben haben, als Soldaten Dienstleistungen zu verrichten."

„Schau her, Bautista,“ versetzte Teresa, jetzt aber mit unverkennbarer Besorgniß im Ton ihrer Stimme, indem sie ihr Bündelchen öffnete und die in demselben enthaltenen Bananen, Maiskuchen und eine große Ananas zeigte; „kann es Dir oder Deinen Kameraden gefährlich sein, wenn ich dem armen Jacobo dies überbringe, und wenn ich ihm dabei die Hand drücke und ihm in's Ohr raune, daß ich ihn auch im Gefängniß noch liebe? Ja, guter Bautista, die Früchte könntest Du ihm wohl geben, aber was ich ihm zu sagen habe, das kannst Du ihm nicht sagen. — O, Bautista, blicke nicht so zur Seite, bedenke, wenn Du unschuldiger Weise so eingesperrt wärest und Deine Mutter, Deine Schwester oder Deine Braut kämen und wollten Dich sehen und man verwehrte ihnen hartherzig den Eintritt. — Dein Vater würde die Tochter eines guten Freundes nicht vergeblich bitten lassen — und dann,“ fuhr sie dringender fort, als sie einen wehmüthigen Schimmer in den Augen Bautista's entdeckte, „ist es doch auch wohl klar, daß ich keine Waffen bei mir verborgen haben kann; — nur einige Minuten, guter Bautista; siehe, die Sonne blickt schon über die Berge und die Straßen beginnen sich zu beleben. Du kannst an meiner Seite bleiben, während ich mit ihm rede, — noch ist es früh genug, aber bald wird es zu spät sein; Niemand wird es mer-

ken — und wenn Deine Kameraden erwachen, dann bin ich schon längst wieder in der Stadt, und die heilige Jungfrau wird Dich dafür segnen — Bautista, ich wiederhole es Dir, Dein Vater würde die Tochter seines Gefährten nicht so lange bitten lassen."

„Still!" entgegnete Bautista plötzlich mit Heftigkeit, denn er fühlte, daß die warme Beredsamkeit des jungen Mädchens ihn vollständig besiegt hatte. „Still, kein Wort mehr, Teresa. Du sollst nicht sagen, daß mein Vater mehr für Dich gethan hätte, als ich thun werde. Wenn sie mich dafür bestrafen wollen, dann mögen sie es thun, ich aber entlaufe in die Wälder. Bleibe hier stehen," fuhr er fort, indem er, um das Rasseln der schwingenden Ketten zu vermeiden, vorsichtig auf den Zehen über die Brücke schlich. „Ich werde gleich wieder bei Dir sein."

Nach diesen Worten verschwand er auf dem Hofe, kehrte aber nach kurzer Zeit mit einem Schlüssel in den Thorweg zurück und winkte Teresa zu sich.

Diese folgte seiner Aufforderung ohne Zögern und so geräuschlos wie ein Marder. Kaum befand sie sich aber an seiner Seite, so eilte er schnell über den Hofraum nach dem nördlichen Flügel hinüber, wo er durch eine offen stehende Thür in einen luftigen Gang einbog.

„Wir müssen uns beeilen," sagte er leise, „meine

Kameraden können jeden Augenblick erwachen, und wenn sie mich und den Schlüssel vermissen, dann glauben sie sicherlich, ich habe Jacobo befreit und sei mit ihm davongegangen. Der Schlüssel hing zum Glück nahe der Thür, so daß ich ihn, ohne einzutreten, zu erreichen vermochte," fügte er mit einem leisen, schadenfrohen Kichern hinzu. „Ich glaube übrigens nicht, daß einer meiner Kameraden anders gehandelt haben würde, als ich; sie sind ja fast Alle aus dieser Gegend und Jacobo's Jugendgefährten."

Teresa entgegnete Nichts zu ihres Begleiters Worten, die mehr wie ein Selbstgespräch klangen, welches er führte, um seine aufsteigenden Besorgnisse zu verscheuchen. Sie war zu erwartungsvoll, zu gespannt und zu sehr mit ihren heimlichen Plänen beschäftigt, als daß sie im Stande gewesen wäre, irgend eine Antwort zu ertheilen.

Bautista verfolgte unterdessen flüchtigen Schrittes seinen Weg durch den gewölbten Gang, der sich fast durch den ganzen nördlichen Theil des Kastells hinzog und durch die Schießscharten sehr spärliches Licht erhielt. Derselbe war, nach den Oeffnungen zu schließen, ursprünglich zur Aufnahme von Geschützen bestimmt, um von hier aus die in gleicher Höhe liegenden Außenwerke bestreichen und vertheidigen zu können. Jetzt sah es daselbst allerdings

nur sehr wenig kriegerisch aus; Staub und Schutt waren überall vorherrschend, und nur ein altes zersprungenes Kanonenrohr, das zur Hälfte aus dem sandigen Boden hervorragte, deutete darauf hin, daß es einst wirklich ernsthaft dort zugegangen war.

Teresa blickte schüchtern auf ihre Umgebung, und das Herz klopfte ihr ängstlich, als sie an den konisch ausgemauerten Schießscharten die Dicke der Mauern berechnete. Sie bezweifelte indessen nicht, daß sie sich in demselben Gewölbe befinde, in welchem sie in der Nacht das Licht hatte hin und her tragen sehen.

Nach kurzer Wanderung gelangten sie bis dahin, wo eine Quermauer den Gang abschloß und wo nach Teresa's Berechnung Jacobo's Gefängniß liegen mußte.

Sie hatte sich nicht geirrt, denn ihr Begleiter lehnte seine Muskete an die Wand und suchte tastend nach dem Schloß einer kleinen, sehr starken, mit Eisen beschlagenen Thür, die in dem Halbdunkel ihren Blicken entgangen war.

Der Schlüssel kreischte in dem verrosteten Schloß, mehrere Riegel wurden zurückgeschoben und die Thür pfiff und knarrte in ihren Angeln.

„Jacobo, hier ist Jemand, der Dich zu sprechen wünscht!“ rief Bautista in das ebenfalls nur schwach

erhellte Gemach hinein. „Vergiß aber nicht, was mir droht, wenn es ruchbar wird, und halte sie nicht lange auf, nur einige Minuten; denn es zeigen sich schon Leute in den Straßen!"

Im nächsten Augenblick stand Jacobo, sprachlos vor Entzücken, vor dem jungen Mädchen. Bautista aber war in den schmalen Lichtstreifen getreten, der durch die Schießscharte fiel, und prüfte das Schloß an der Muskete so aufmerksam, wie noch nie in seinem Leben. —

„Siehst Du jetzt, wohin Dich Dein Jähzorn gebracht hat?" begann Teresa, sobald sie sich durch einen Blick überzeugt hatte, daß ihrem Geliebten noch kein Schaden an Leib und Leben zugefügt worden war. „Still, still," fuhr sie mit gebieterischem Tone fort, als Jacobo, von innigster Dankbarkeit beseelt, seine Arme um sie schlingen wollte; „bedenke, was unserm Freunde Bautista droht, und vergeude nicht die Zeit mit nutzlosen Worten. Ich weiß, was Du sagen willst; Du meinst, Du hast Dich mir zu Liebe in's Elend gestürzt. Eben deshalb komme ich auch selbst, um Dir Speisen zu bringen. Im andern Falle würde ich gar nicht daran gedacht haben, Dir die Lage zu erleichtern, in die Du gerathen bist."

„Ich danke Dir, süße Teresa," entgegnete Jacobo, das Bündel auf einen Stein ausleerend und

das Tuch dem Mädchen zurückgebend; „ich danke Dir für Deine Liebe, mögen Diejenigen aber verflucht —“

„Nicht weiter, oder ich gehe!“ unterbrach Teresa den jungen Fischer, dessen ganze Wuth sich bei der Erinnerung an die jüngsten Erlebnisse zu regen begann.

„Wie Du willst,“ antwortete Jacobo plötzlich mit ungewöhnlicher Sanftheit, denn Teresa's Erscheinen hatte mächtiger auf ihn gewirkt, als alle ihre Vorwürfe und Drohungen es je vermocht hätten, und keinen Blick wendete er von den lieblichen Zügen, die zwar ernst, aber auch wieder mit unbeschreiblich hingebender Liebe ihm voll zugekehrt waren. „Daß Du Dich wohl befindest, sehe ich,“ fuhr er nach kaum bemerkbarer Pause fort, „aber sage, wie geht es Deiner armen Mutter?“

„Die gebenedeite Jungfrau segne Dich für diese Worte, guter Jacobo,“ versetzte Teresa, dem Gefangenen beide Hände darreichend, und Thränen drangen unaufhaltsam in ihre Augen. „Du fragst nach meiner Mutter, noch eh' Du eine Klage über Deine eigenen Leiden geäußert hast? Ich danke Dir von Herzen in ihrem Namen, und jetzt magst Du mich immerhin umarmen und mich küssen, denn Du verdienst es; auch Deinen Jähzorn vergebe ich Dir.“

So sprechend ließ sie sich willig von Jacobo an die Brust schließen, der plötzlich seine traurige Lage vergessen zu haben schien. Sie berührte indessen seine Lippen nur leicht und brachte dann schnell ihren Mund dicht vor sein Ohr, denn Bautista hatte sich schon wieder nach ihnen umgewendet.

„Meine Mutter weiß Alles,“ flüsterte sie leise, während Jacobo sie immer fester an sich drückte. „Wir müssen fliehen, oder Gualterio bereitet uns den Untergang. Merke auf; die Ananas ist in zwei Hälften zerschnitten und ausgehöhlt; lange Dornen halten beide Theile zusammen. In derselben ist eine starke Schnur verborgen. Heute Abend, wenn Alles zur Ruhe gegangen, laß das eine Ende der Schnur durch die Oeffnung in den Graben hinunter; zieh' hinauf, was ich daran befestige und gebrauche es nach Kräften. Jacobo, sei stark, denk' an meine Mutter und an mich, und nun lebe wohl!“ fügte sie lauter hinzu, „morgen früh bringe ich Dir wieder Speisen.“

Jacobo, förmlich überwältigt durch die freudige Opferwilligkeit des jungen Mädchens, welches sich ihm gegenüber oft so schroff gezeigt hatte, vermochte kein Wort hervorzubringen. Er preßte nur noch einen brennenden Kuß auf ihre frischen Lippen, und im nächsten Augenblick befand sie sich schon wieder zwei Schritte von ihm entfernt, worauf sie Bautista

aufforderte, ihren Geliebten einzuschließen und sie demnächst bis an die Zugbrücke zu begleiten.

Obgleich bis jetzt Alles geglückt war, so pochte Teresa das Herz doch fast hörbar, als sie aus dem dunkeln Gang auf den Hof trat und ihrem Führer schnell über denselben hinweg nachfolgte. Bautista selbst war ebenfalls nicht frei von Besorgniß, und indem er an der angelehnten Thür der Wachstube vorbeischlich, legte er sein Ohr behutsam an die Spalte und lauschte auf das Schnarchen in dem Gemach.

Teresa war unterdessen geräuschlos über die Brücke geeilt und harrte, nachdem sie sich überzeugt, daß sie von Niemandem beobachtet worden sei, auf die Ankunft Bautista's, um demselben noch ihren Dank auszusprechen.

Sie that es mit wenigen, aufrichtigen Worten und einem warmen Händedruck. Dieser dagegen blickte die junge Muschelhändlerin fest an.

„Hätte mein Vater mehr gethan?" fragte er, und ein triumphirendes Lächeln glitt über seine bräunlichen Züge, indem er eine Stellung annahm, die einem spanischen Granden Ehre gemacht hätte.

„Dein Vater hätte nicht mehr thun können, guter Bautista," entgegnete Teresa, indem sie die langen Flechten, die nach vorne geglitten waren und tief über ihren Busen hinabhingen, durch eine leichte Bewe-

gung ihres Hauptes nach hinten schleuderte. „Dein Vater hätte nicht mehr thun können, und ich will Dir's gedenken, so lange ich lebe. Aber morgen komme ich wieder, und Du mußt dafür sorgen, daß ich ihn auch morgen sehe."

„Das kann ich Dir nicht versprechen, so wahr ich selig zu werden hoffe," versetzte Bautista, seine Muskete schulternd. „Komm aber so früh wie heute, und wenn ich auch selbst nicht hier stehe, so wird es doch Jemand sein, der Dir nicht weniger gern gefällig ist."

„Ich danke Dir nochmals, und nun: auf Wiedersehen, die heilige Jungfrau sei mit Dir!" So sprechend wendete Teresa sich um und schritt so leichten Herzens davon, als wenn ein Scheitern ihrer Pläne mit zu den Unmöglichkeiten gehört hätte. Sie vernahm noch, daß Bautista seine Kameraden mit barscher Stimme weckte, sie sah, daß der Hafen und die Straßen schon stark belebt waren, dann aber bog sie aus der bekannten Allee in die bethauten Felder ein, um auf einem Umwege und von Niemand bemerkt zu ihrer Mutter zu gelangen.

V.

Genau vierundzwanzig Stunden hatte Jacobo in seinem Gefängniß zugebracht. Die Zeit war ihm sehr langsam verstrichen, aber muthlos und niedergeschlagen war er deshalb nicht geworden. Die Mitglieder der Wache, die ihm Alle wohlwollten, hatten die Gelegenheit, wenn sie ihm Speise und Trank brachten, dazu benutzt, hin und wieder ein Stündchen mit ihm zu verplaudern; doch die Zerstreuung, welche ihm diese gewährten, trat weit hinter der frohen Hoffnung zurück, die seine Brust erfüllte, und der Bewunderung, zu der ihn das kluge und kühne Benehmen seiner Geliebten hinriß.

„Sie muß mir gut sein," wiederholte er sich immer und immer wieder; „ja, sie muß mir von Herzen gut sein, oder sie würde nicht gewagt haben, Gualterio zum Trotz, an meine Befreiung zu denken. — O, ich schlechter, undankbarer Mensch, der ich an ihrer Liebe zweifelte, wenn sie meine zudringliche Zärtlichkeit zurückwies! — Ja, fliehen wollen wir, fliehen so weit, daß Gualterio uns nie wieder auffindet; — das gute, brave Mädchen, wenn es nur erst hier wäre!"

Dergleichen Betrachtungen stellte Jacobo während der langen einsamen Stunden in seinem Gefängniß

an, deren Ablauf ihm jedes Mal die Thurmuhr in der Stadt mit dumpfem Schlag verkündete. Mehrfach hatte er die Schnur, die in der ausgehöhlten Ananas verborgen gewesen, auseinander gerollt, gemessen, ihre Haltbarkeit erprobt und sie demnächst wieder in den staubigen Boden verscharrt. Als indeß draußen die Dämmerung eingetreten war, in seinem Gefängniß aber schon tiefe, undurchdringliche Finsterniß herrschte und von keiner Seite mehr eine Störung zu befürchten war, da saß er in der als Fenster dienenden Schießscharte und lauschte erwartungsvoll in die Ferne. Schon während des ganzen Tages war er mit dem Gedanken, daß Teresa ihm Werkzeuge zustellen würde, beschäftigt gewesen und hatte in Folge dessen, so lange das Tageslicht ihn begünstigte, das Mauerwerk genau geprüft und sich die Fugen zwischen den Steinen so gemerkt und stellenweise auch den Mörtel mit einem Scherben aus denselben herausgekratzt, daß es ihm in der Dunkelheit nicht schwer werden konnte, dieselben wieder aufzufinden. Zum Glück für ihn war das Gemach, in welchem man ihn untergebracht hatte, ursprünglich nicht zu einem Gefängniß, sondern zur Aufbewahrung von Kriegsmaterial bestimmt gewesen, weßhalb die Schießscharte nicht nur nicht vergittert worden war, sondern sich auch, wie alle übrigen, in einer Breite von drei Fuß in die

vier Fuß dicke Mauer hineinsenkte und, sich allmälig verengernd, auf der Außenseite als eine vier Zoll breite Oeffnung mündete. Es boten sich ihm also keine großen Schwierigkeiten, durch das Losbrechen einiger Steine die Oeffnung hinlänglich zu erweitern, um demnächst seinen Körper durch dieselbe hindurchpressen zu können.

Gleichsam auf alle Fälle vorbereitet, kauerte Jacobo also in der Nische und lauschte auf jede Bewegung in der Nähe des Forts. —

Das summende Geräusch in der Stadt, verursacht durch die Bewohner, die nach der Hitze des Tages sich gern der nächtlichen Kühle erfreuten, war noch nicht verstummt, und schon rief die Thurmuhr die elfte Stunde.

Jacobo bebte. „Wenn sie durch Gualterio zurückgehalten worden wäre," sagte er leise vor sich hin, und krampfhaft krallte er sich mit seinen Händen an die äußersten Steine fest, als wenn er sie mit Gewalt aus ihren Fugen hätte reißen wollen. Doch die Steine rührten sich nicht und stille blieb es in dem finstern Graben, von woher er die Hülfe erwartete.

„Teresa!" flüsterte er hinab; „Teresa!" rief er lauter mit wachsender Angst, denn der Gedanke an Verrath und ein gänzliches Mißlingen des Fluchtver-

suchs war in seiner aufgeregten Phantasie schon zur Ueberzeugung geworden.

Da schlug ein kleines Steinchen, das offenbar von dem Boden des Grabens aus geworfen worden war, in geringer Entfernung von der Schießscharte gegen die Mauer.

Jacobo verstummte und hielt den Athem an.

Ein zweites Steinchen klapperte nicht weit von ihm an die Quadern.

„Wer ist da?" rief Jacobo leise hinab, denn den Namen des jungen Mädchens wagte er, aus Furcht vor Verrath, jetzt nicht auszusprechen.

„Ist Alles sicher?" fragte Teresa im nächsten Augenblick hinauf.

„Alles ist sicher, theuerstes Mädchen," antwortete Jacobo mit einer Stimme, die vor Entzücken bebte, und zugleich ließ er das eine Ende der Schnur in den Graben hinabsinken.

Teresa fand nach einigem Umhertasten die Schnur, knüpfte das Bündel, welches sie am frühen Morgen dort niedergelegt, an derselben fest und forderte ihren Geliebten dann auf, Alles nach sich zu ziehen.

Dieser that, wie ihm geheißen war, und einige Minuten vergingen in tiefem Schweigen, während er mit zitternden Händen die Werkzeuge zu sich hereinzog und zunächst prüfte.

„Wirst Du damit arbeiten können?“ unterbrach Teresa endlich wieder die Stille.

„Ja, Teresa; und wären die Mauern zehnmal so dick, so wollte ich mich zu Dir durcharbeiten,“ erwiderte Jacobo ebenso heimlich, und gleich darauf ließ sich der scharfe Ton vernehmen, mit dem er die kurze Brechstange in die Fugen zwischen den äußersten Steinen zwängte.

„Halt, Jacobo!“ flüsterte Teresa dringend; „es können Leute hier vorbeikommen und, ohne wirklich böse Absichten zu hegen, uns verrathen. Ich will wieder nach dem Wall hinaufsteigen, wo ich besser umherzuspähen vermag, und dort wachen. Wenn ich mich jetzt entferne, so bete vier Vaterunser und vier Ave Maria, und dann erst beginne Deine Arbeit. Um diese Zeit werde ich wohl schon die nächste Umgebung durchforscht haben, und dort oben leuchtet mir ja auch der Mond. Wenn Gefahr naht, dann schlage ich zwei Steine aneinander. Merke Dir also diesen Ton.“ So sprechend klapperte sie in der angedeuteten Weise und beeilte sich dann nach dem Wall hinaufzukommen.

Jacobo antwortete ihr nicht mehr, denn er war schon im Gebet vertieft. —

Zweimal hatte Teresa den Weg um die Nordseite des Forts hin und her zurückgelegt, da fiel mit dumpfem Dröhnen der erste losgebrochene Stein aus der

Schießscharte in den Graben hinab. Das Geräusch machte sie erbeben und athemlos horchte sie umher. Alles blieb still; der summende Lärm in der Stadt war schwächer geworden und in der alten unveränderlichen Weise plätscherte das Wasser, welches die Fluth in den Hafen trieb, vernehmbar gegen die Felsen.

Teresa schlich behutsam bis in die Nähe der Zugbrücke. Wie am Morgen, so saß auch jetzt die Schildwache auf dem Prellstein und schlief, und mit ihr schliefen die übrigen Wachmannschaften im Innern des Gebäudes.

Wiederum polterte ein Stein in den Graben hinab, und gleich darauf noch einer. Der schlafende Posten ließ sich aber nicht stören, und Teresa, nachdem sie sich überzeugt, daß von dieser Seite keine Gefahr zu befürchten sei, schlich auf der Wasserseite so weit um das Fort herum, bis sie sich Jacobo's Gefängniß wieder gegenüber befand. Alles war still dort; Jacobo schien seine Arbeit eingestellt zu haben. Da stockte das Blut plötzlich in ihren Adern und ein Schrei schwebte auf ihren Lippen, als sie nur wenig Schritte vor sich die schwarzen Umrisse einer männlichen Gestalt auftauchen sah.

„Teresa, ich bin es," flüsterte ihr aber im nächsten Augenblick Jacobo zu, indem er sie ungestüm an seine

Brust drückte, was sie auch ruhig geschehen ließ. „Es war keine schwere Arbeit; die Steine hafteten so lose, als wären sie mit Bananenmus eingekittet gewesen. Hier sind die Eisen und die Schnur; ich habe Nichts vergessen, was Deine Beihülfe verrathen könnte. Du aber hast mich befreit, und nur für Dich will ich fortan leben und sterben."

„Komm, komm jetzt," entgegnete Teresa mit weicher Stimme, indem sie sich sanft der heißen Umarmung entwand, „ich muß zu meiner Mutter, auch sie bebt für Dich. Wir wollen unterwegs über die Zukunft berathen, denn unseres Bleibens ist nicht mehr in dieser Gegend. Gualterio war heute wieder oben."

„Gualterio? Caramba, wenn ich ihn nur fände!" versetzte Jacobo stehen bleibend, und legte, bebend vor Grimm, seine Hand schwer auf Teresa's Schulter.

„Komm, sage ich Dir," bat diese wieder, ohne ihrem Geliebten über die aufflammende Heftigkeit zu zürnen. „Komm und ereifere Dich nicht. Du gewinnst Nichts dabei, aber Du kannst Dir, mir, uns Allen durch Deine sinnlose Wildheit den Untergang bereiten. Ich habe gebetet, ich habe überlegt, und an Dir ist es, zu beweisen, daß ich meine Liebe nicht verschwendet habe."

So sprechend zog sie Jacobo mit sich fort, der nur mit Mühe die Gefühle niederkämpfte, welche die Er-

innerung an den hinterlistigen Alkalden in ihm wachgerufen hatte, indessen weiter kein gehässiges Wort mehr über denselben verlor.

Nach kurzer Wanderung durch Gärten und Felder gelangten sie endlich in die Landstraße, die an der bekannten Hütte vorbeiführte, und hier erst begann Teresa die Unterhaltung wieder und erstattete ihrem Geliebten Bericht über das, was sie im Laufe des Tages erlebt hatte.

„Meine Mutter weiß Alles," hob sie an, „ich durfte das Trostlose unserer Lage nicht länger vor ihr verbergen. Sie ist jetzt nicht nur vorbereitet, sondern auch vollkommen damit einverstanden, zu fliehen und uns dem bösen Einfluß Gualterio's zu entziehen. Da sie aber fast gänzlich hülflos ist, so macht es uns viel Sorge und Kummer, wie und wann wir die Flucht eigentlich zu bewerkstelligen vermögen —"

„Beruhige Dich, Teresa," unterbrach Jacobo den Redefluß seiner lieblichen Gefährtin. „Heute in der Frühe erwähntest Du schon der Flucht, und ich habe den ganzen Tag hindurch über Deine Worte nachgedacht. — Ich kenne auf der andern Seite des Hafens eine Quelle, die ein kleines, ganz verstecktes Thal bewässert. Es haben schon Menschen dort gelebt; denn neben einer zerfallenen Hütte stehen mehrere Cocospalmen und üppig wuchernde Bananensträuche. Es

muß den Leuten dort zu einsam und still gewesen sein, für uns aber kann es nicht zu einsam, zu abgelegen werden. — Die Quelle mündet in ein Flüßchen, welches sich ungefähr sechs Leguas von der Mündung unseres Hafens in den Ocean ergießt. Mehrfach bin ich in meinem Boot von der Seeseite aus, bis in die Nähe jener Quelle vorgedrungen, wenn es galt, vor einem heraufziehenden Wetter Schutz zu suchen. Es war immer eine böse Fahrt und harte Arbeit, aber ich bezweifle nicht, daß es mir zur Fluthzeit und bei ruhiger See gelingt, Dich sammt Deiner Mutter in dem Flüßchen weit genug aufwärts zu schaffen, um den Rest des Weges bequem zu Lande zurücklegen zu können."

„Ja, ja, abgeschieden von der übrigen Welt ist besser, als einem reichen Manne mit Leib und Seele zu gehören," bemerkte Teresa seufzend. „Wie aber wollen wir meine Mutter zum Hafen hinabschaffen?"

„Ich trug schon schwerere Lasten auf meinen Schultern. Caramba! Glaubst Du, ich hätte nicht auch dies schon längst erwogen? O, es war so düster und einsam in dem Gefängniß; ein Ort, so recht zum Nachdenken und Ueberlegen eingerichtet."

„Und einen Priester, Jacobo, wo finden wir ihn?" flüsterte Teresa so heimlich, daß eben das Ohr eines Liebenden dazu gehörte, sie zu verstehen.

„Auch daran habe ich gedacht, mein gutes Mädchen," antwortete der Fischer, seinen Arm um Teresa legend und sie feurig küssend. „Eine halbe Tagereise auf jener Seite der Quelle liegt eine Hacienda und ein Kirchlein. Man gelangt auf verborgenen Pfaden dahin. Dort lebt ein Missionair, der uns in wenig Minuten zusammensprechen kann."

„Ich setze jetzt das unbedingteste Vertrauen in Dich, guter Jacobo; denn ich sehe, Du bist fromm und willst nicht, daß ich ohne den Segen der Kirche mit Dir leben soll, wie so viele unten in der Stadt. O, wenn wir nur erst dort wären, guter Jacobo! — Ich fürchte Gualterio, er hat mir so schrecklich gedroht. Du sollst fortgeschickt werden, weit fort über die Berge, um Soldat zu werden, und mich und meine Mutter will er schon in den nächsten Tagen zu sich in's Haus nehmen."

„Hast Du ihm das Geld gegeben, welches wir von den Kaliforniern verdienten?"

„Er schlug es aus; es war ihm zu wenig. „„Entweder Alles oder gar Nichts,"" sagte er mir."

„So mag er warten", versetzte Jacobo zähneknirschend; „unsere Schuld ist es nicht, wenn wir unehrlich erscheinen. Aber das Seine soll ihm werden, eh' wir sterben; mag er also warten."

„Und wann glaubst Du mit Deinen Vorbereitun-

gen zur Flucht fertig zu werden?" fragte Teresa nach kurzem Sinnen mit unverkennbarer Besorgniß.

„Vielleicht morgen, vielleicht auch erst nach drei oder vier Tagen. Caramba! Kann ich dem Meer gebieten, daß es ruhig sei? Doch Sturm ist nicht zu erwarten, und dieser Mondschein muß benutzt werden. Wenn mein Entkommen aus dem Fort erst bekannt geworden ist, dann darf ich mich nicht mehr in Deine Nähe wagen; Gualterio's Spione werden Dich stets umgeben."

„Es ist wahr," versetzte Teresa, „wie aber wollen wir uns gegenseitig Zeichen geben, wenn wir wichtige Mittheilungen zu machen haben?"

„Ueberlaß das mir; solltest Du mich zu sprechen wünschen, dann sende vor Deiner Hütte den Rauch eines Feuers empor, und ich werde Dich dort auf dem Berge bei der Signalstange erwarten."

„Gut, Jacobo; ich vertraue dem Sohne Deines Vaters, ich baue auf Deine Liebe und auf den Schutz der heiligen Jungfrau. O, ich wußte, welch bravem Burschen ich das Versprechen gab, die Seinige zu werden und Niemandem in der Welt als ihm anzugehören. Bleib hier stehen," fügte sie hinzu, als sie bei dem kleinen Garten angekommen waren, der die Hütte umschloß. „Bleib hier stehen; ich will zu meiner Mutter hineingehen und sehen, ob sie wacht, zu-

gleich aber auch ihr die Kunde Deiner Befreiung überbringen. Wer weiß, es kann sich auch ein Verräther während meiner Abwesenheit eingeschlichen haben; Gualterio ist zu Allem fähig.“ Mit diesen Worten entzog sie sich den Armen ihres stürmischen Liebhabers, eilte wie ein flüchtiger Schatten davon und trat geräuschlos durch die angelehnte Thür in die Hütte ein. —

Bald darauf saßen vor dem Lager der kranken Frau Jacobo und Teresa. Eine trübe, wehmüthige Stimmung herrschte in dem kleinen Kreise. Es walteten indessen keine Zweifel mehr, daß, um einem traurigen Geschick zu entgehen, die geliebte heimathliche Scholle Landes aufgegeben werden müsse. Man sprach von der Flucht, als von einer ausgeführten Sache, trotzdem hin und wieder ernste Besorgnisse aufstiegen und es nicht an Mahnungen zur äußersten Vorsicht fehlte.

Die Zeit verrann, und als Jacobo, ausgerüstet mit einigen Lebensmitteln, von den Frauen Abschied nahm, um für den Tag ein Versteck im Gebirge aufzusuchen, da war der Mond schon hinter den westlichen Höhen hinabgesunken, der Osten dagegen schmückte sich mit dem Purpur des jungen Tages. —

Die Sonne sandte, wie schüchtern, ihre ersten Strahlen auf den glänzenden Spiegel des Hafens, da stand die unermüdliche Muschelhändlerin schon wieder mit ihrem Bündel vor der Zugbrücke des Kastells. Wie am vorhergehenden Morgen, so weckte sie auch heute die Schildwache, und wie am vorhergehenden Morgen, so bat sie auch heute, dem gefangenen Jacobo einige Früchte und Tortillas bringen zu dürfen.

Der gefällige Bautista war allerdings nicht zur Hand, aber er hatte den Posten auf den Besuch des jungen Mädchens vorbereitet und überaus williges Gehör gefunden, als er ihm rieth, oder vielmehr darauf drang, dem Gefangenen den Anblick seiner Geliebten auf einige Minuten zu gönnen.

Bebenden Herzens folgte Teresa also ihrem Führer, der an Nichts weniger als an ein Entweichen Jacobo's dachte, über den Hof nach. Sie wußte ja, daß sie in ein leeres Gefängniß treten würden, und hatte den Besuch in der That auch nur unternommen, um den Verdacht ihrer Betheiligung an der Flucht, wenn auch nur des redlichen Bautista wegen, von sich abzulenken. Außerdem konnte sie auch nicht vorhersehen, ob nicht Gualterio, im Fall der Schein gegen sie sein sollte, sie so lange scharf überwachen lassen würde, bis er dem Entflohenen auf die Spur gekommen sei.

Ihre Befürchtungen schwanden zum großen Theil,

als sie sich wirklich Angesichts der durchbrochenen Schießscharte befand und in den Zügen ihres Begleiters die unzweideutigste innere Befriedigung las, die er über die geglückte Flucht Jacobo's an den Tag legte.

„Die heilige Jungfrau sei gepriesen!“ rief er aus, „der Vogel ist ausgeflogen, ohne daß ihm Jemand hülfreiche Hand geleistet hätte. Mag Gualterio ihn selbst wieder einfangen; denn ich glaube kaum, daß er Viele finden wird, die ihm in der Verfolgung beistehen werden.“

„Entflohen?“ fragte Teresa mit schlecht erheuchelter Verwunderung; „entflohen? Aber sage, wird Dich oder Deine Kameraden keine Strafe treffen?“

„Uns Strafe? Ha, ha, ha, wir haben unsere Schuldigkeit gethan. Warum brachte er ihn nicht an einen sicherern Ort? Aber Du mußt mit, Teresa, Du mußt bezeugen, was Du gesehen hast. Auch für Dich ist es besser; die Leute könnten sonst denken, Du seist ihm bei der Flucht behülflich gewesen!“

„Ja, ich will Dich begleiten, mögen die Leute denken, was sie wollen, ein Verbrechen war es nicht, daß ich ihm Speisen brachte.“

„Ein Verbrechen, Mädchen? Nein, gewiß nicht! Jacobo ist ein so braver Bursche, wie nur je einer Netz und Ruder handhabte, und ihm Speisen und ein

freundliches Wort bringen, schändet keine Sennorita, und wäre sie auf einem Throne geboren. Komm, komm, wir müssen sogleich Anzeige machen und die Beweise liefern, daß wir die Hand nicht im Spiele gehabt haben, um Unannehmlichkeiten und Strafen zu vermeiden."

So sprechend, zog der leichtfertige Bursche das junge Mädchen mit sich nach der Wachstube, wo seine Mittheilungen keinen geringen Grad von Freude und Ueberraschung hervorriefen. —

Ob Gualterio über die Flucht des so verhaßten Nebenbuhlers Freude empfand, weil er glauben durfte, Teresa nunmehr dem Einfluß des jungen Fischers leichter entziehen zu können; oder ob Mißvergnügen ihn erfüllte, daß demselben überhaupt die Flucht gelungen war, hätte wohl kaum Jemand zu errathen vermocht. Jedenfalls traf er keine Anstalt zur Verfolgung; ebenso wenig drang er auf Bestrafung der Milizen, deren Wachsamkeit Jacobo so streng anempfohlen gewesen. Seine geheimen Pläne, Letztern vollständig unschädlich zu machen und aus Teresa's Bereich zu bringen, gab er deshalb aber doch nicht auf. Er scheute nur die Oeffentlichkeit und die Stimmung des größten Theils der Bevölkerung, die sich ohne Zweifel zu Gunsten Jacobo's entschieden haben würde, und trachtete, mit eigenen Kräften und ohne

Aufsehen zu erregen, dennoch an das Ziel zu gelangen, welches er sich, in seiner blinden zügellosen Leidenschaft für Teresa, gesteckt.

VI.

Lieblicher, zauberischer und geheimnißvoller hatte der Mond gewiß noch nie auf den Hafen von Acapulco niedergeschaut, als in der zweiten Nacht nach der, in welcher Jacobo den düsteren Gefängnißmauern entkam.

Es war beinah Vollmond, und in so mildem Glanze strahlte die bleiche Scheibe, als wenn sie befürchtet hätte, die Augen der Sterblichen zu sehr zu blenden, oder die in erquickenden Schlummer versunkene Natur zu stören.

Das Geräusch des Tages war längst verstummt; kein Blättchen regte sich; die feuchte, lauwarme Atmosphäre, die in bläuliche Schatten gehüllte Landschaft und das spiegelglatte Becken des Hafens waren so still, so lautlos, daß man deutlich das dumpfe Brausen vernehmen konnte, mit welchem sich die Schwellungen des Oceans außerhalb des Hafens an dem schroffen Gestein brachen, oder sich auf flachem Strande schäumend überstürzten. In langen regel-

mäßigen Pausen schallte es herüber, es klang wie das tiefe, röchelnde Athmen eines Ungeheuers, dumpf und hohl, aber nicht drohend, denn der Ocean war durch anhaltende Windstillen gleichsam in Schlummer gewiegt worden.

Einige Delphine hatten eine Lustfahrt in den Hafen unternommen und in demselben während des Tages sich lustig herumgetummelt. Sie waren jetzt ermüdet und pflegten behaglich der Ruhe, eh' sie sich wieder in's ewige Weltmeer hinauswagten. Träge schwammen sie hin und her und schleuderten zeitweise mit schnarchendem Getöse phosphorisch leuchtende Wasserstrahlen empor, während in der Mitte des Beckens regungslos, als sei es eine kleine vor Anker liegende Signaltonne, die dreieckige Rückenflosse eines Hais, sich über die Oberfläche des Wassers erhob. Der grimmige Räuber der Meere schlief nicht; er lauerte auf Beute, und wenn sich am Ufer ein zufällig erzeugtes Geräusch vernehmen ließ, dann wendete er augenblicklich, aber mit leiser, kaum bemerkbarer Bewegung, den langen, furchtbar bewaffneten Rachen nach der Richtung hin, in welcher er hoffte einen kühnen Raub ausführen zu können.

Doch der Hai lauerte nicht allein in dieser entzückenden tropischen Nacht auf ein Opfer. —

Auf der Ostseite des Hafens, fast der Ausfahrt



gegenüber, lag versteckt unter überhängenden Bäumen ein leichtes, scharf gebautes Wallfischboot. Dasselbe war bemannt mit Gualterio, seinem Sohne, einem kräftigen sechszehnjährigen Jüngling, und zwei Gerichtsdienern. Der Alkalde hatte unter den Fischern der Stadt Niemanden gefunden, der sich zu dem nächtlichen Unternehmen, dessen Zweck man vermuthete, hergegeben hätte, und deshalb seinen Sohn und die Gerichtsdiener gewählt, von deren Treue er sich überzeugt halten durfte. Vielleicht lag ihm auch daran, Aufsehen zu vermeiden, und da es in den Augen seiner Gefährten, namentlich seines, als geschickter Ruderer bekannten Sohnes, nur darauf ankam, einen entsprungenen Verbrecher einzufangen, der in einen Anfall von Wuth das Messer gegen eine obrigkeitliche Person zückte, so fand er in ihnen nur allzu willige Werkzeuge zur Ausführung seiner Pläne. Daß Jacobo aber auch noch Andere zu entführen gedachte, die Gualterio schon seit einer Reihe von Jahren Geld schuldeten, ließ sein Benehmen nur noch gerechtfertigter erscheinen, und die zu Häschern bestimmten Leute wunderten sich nicht darüber, daß Gualterio, ebenso, wie er unter dem Mantel von Gleichgültigkeit die beabsichtigte Flucht heimlich ausspionirt hatte, nun auch heimlich, um des Erfolges sicherer zu sein, den nichts ahnenden Flüchtlingen auflauerte. Wohin

sich dieselben wenden würden, wußte er allerdings nicht, nur so viel war ihm klar geworden, daß ihr Ziel außerhalb des Hafens lag, und daß sie noch in einer der mondhellen Nächte ihre Flucht zu bewerkstelligen gedachten. Schon eine Nacht hatte er dort vergeblich mit seinen Leuten geharrt, im Laufe des darauf folgenden Tages aber noch größere Gewißheit über die Pläne seiner Opfer erhalten, und mit einem Gemisch von erwartungsvoller Spannung und triumphirender Freude saß er daher in seinem Boot und spähte nach der Stadt hinüber, von woher er die Flüchtlinge erwartete.

Der letzte Glockenschlag der zwölften Stunde war noch nicht verhallt, da glitt aus der Mündung des Baches, der den Thalgrund auf der Ostseite des Forts bewässert, ein Fischerboot geräuschlos in den Hafen hinein und wendete sich sodann gleich südlich, um den Schatten unter den Bäumen und den nahen Bergabhängen zu gewinnen.

Zwei Ruderer saßen auf den vordersten Bänken und tauchten ihre mit Zeugstreifen umwickelten Riemen so regelmäßig und leise in die Fluthen, daß es fast schien, als schwebe das Boot dahin, wenn nicht ein leuchtender Streifen in dem bewegten Wasser die zurückgelegte Bahn weithin sichtbar bezeichnet hätte.

So lange das Boot sich noch außerhalb der Ufer-

schatten befand, ließ sich das Meerleuchten kaum von dem glitzernden Spiegelbild des Mondes unterscheiden, welches auf den kleinen Wellen zitterte und tanzte; dagegen erkannte man bei der außerordentlichen Helligkeit leicht die kräftige Gestalt Jacobo's, die zarter gebaute Teresa, die im Hintertheil des Bootes ruhende Mutter und einige Bündel mit Lebensmitteln, Zeug und Hausgeräthen, welche jetzt die ganze irdische Habe der fliehenden Familie bildeten. —

Die Flüchtlinge sprachen kein Wort zu einander, spähten aber ängstlich umher, denn sie fühlten sich noch immer nicht sicher vor den hinterlistigen Verfolgungen Gualterio's, denen sich auf immer zu entziehen sie eben im Begriff standen. —

„Ein Haifisch!" flüsterte plötzlich Teresa; und in der That befand sich die unheimliche Flosse, die kurz vorher noch weit abwärts in der Mitte des Hafens sichtbar gewesen, jetzt in der Entfernung von ungefähr hundert Ellen im Fahrwasser des Bootes, und folgte dort, ohne den Zwischenraum zu vergrößern oder zu verringern, mit gleichmäßigen Bewegungen nach.

„Ein gutes Zeichen," entgegnete Jacobo, ebenso heimlich. „Wir sind die einzigen Menschen, die in diesem Augenblick den Hafen beleben; wären noch mehr Boote flott, so würde er seine Aufmerksamkeit theilen. Aber sieh nur hin, er folgt wie ein Schatten."

„Er wird uns hoffentlich aus dem Hafen hinaus nachfolgen.“

„Wenn er nicht folgt, so werden die Fischer ihm bald nach Tagesanbruch den Weg zeigen. — Wir sind in Sicherheit, die heilige Jungfrau sei gepriesen,“ fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, als das leichte Fahrzeug vor seinen und seiner jugendlichen Gefährtin Ruderschlägen in den Schatten des Ufers schoß. „Strenge Dich nicht mehr so sehr an, mein gutes Mädchen, ruhe Dich und sprich zu Deiner Mutter. Meine Kräfte sind ausreichend, das Boot schnell genug vorwärts zu bringen, und nach einer Stunde schon wiegen wir uns auf den Schwellungen des Oceans.“

Wiederum trat Schweigen ein. Teresa hatte ihre Ruder eingezogen, und blickte abwechselnd auf ihre Mutter, die sich der schönen Nacht und der zauberischen Umgebung zu erfreuen schien, und auf die unheimliche Flosse, die, einen schmalen phosphorischen Streifen erzeugend, jede Bewegung des Bootes genau nachahmte.

„Jacobo!“ flüsterte sie plötzlich, wie von Furcht befallen, ihrem Geliebten zu, „das Ungeheuer weicht aus seiner Richtung.“

Jacobo hielt mit Rudern inne und beobachtete nicht ohne Besorgniß die Flosse, die schnell, als ob

sie ihnen den Weg habe abschneiden wollen, in weitem Bogen um sie herum glitt und, sobald sie sich in gleicher Linie mit ihnen und dem östlichen Ufer befand, ihre Schnelligkeit wieder nach der des Bootes regelte.

„Es grast vielleicht ein Rind hart am Strande," versetzte er endlich; „doch nein," fuhr er gleich darauf fort, „das würde ihn nicht veranlaßt haben, aus unserm Fahrwasser zu weichen. Es muß sich etwas in dem Wasser oder auf demselben befinden. — Verräther können es nicht sein, wir sind zu weit von der Stadt, und Niemand hatte eine Ahnung von unserer Flucht. Caramba! Vorsicht ist aber zu allen Dingen gut, wie Gualterio sagte, als er mich verhaften ließ." So sprechend tauchte er die Ruder von Neuem in die Fluthen und lenkte so weit in den Hafen hinein, daß er die Gränze zwischen den Schatten der Bergabhänge und der mondbeleuchteten Fläche fast berührte, und schlug dann die alte Richtung wieder ein.

„Halte Dich bereit, Teresa," sagte er dringender, als er bemerkte, daß die Flosse des Hais plötzlich untertauchte; „wer weiß, Deine Kräfte mögen noch gebraucht werden."

„Jesus, Maria und Joseph, stehet uns bei!" betete leise die alte Frau, der kein Wort ihrer Kinder entgangen war.

„Jesus, Maria, beschützet uns!“ wiederholte Teresa und legte die Ruder geräuschlos zwischen die Pflöcke, um sie auf ein Zeichen ihres Geliebten sogleich gebrauchen zu können.

„Er ist wieder hinter uns,“ flüsterte sie gleich darauf, sich halb nach Jacobo umwendend.

„Ich sehe ihn,“ entgegnete dieser, „es ist vielleicht Nichts gewesen.“

Das letzte Wort war seinen Lippen aber noch nicht entflohen, als ein Plätschern dicht unter dem Ufer seine Aufmerksamkeit nach der Landseite hinüberlenkte, und er sogleich ein von vier Rudern bemanntes Boot erkannte, das schnell in den Hafen hineinschoß und ihm den Weg zu verlegen trachtete.

„Vorwärts, Teresa,“ kommandirte er zähneknirschend, indem er durch einen heftigen Schlag mit dem rechten Ruder die Spitze seines Fahrzeugs der Mitte des Beckens zuwendete, wodurch es parallel mit dem gegen funfzig Fuß weit entfernten fremden Boot zu liegen kam; „vorwärts nun, Teresa, zeige, daß Du die Tochter eines Fischers bist!“

Teresa gehorchte, und obgleich sie bis zum Tode erschreckt war, so hätte sie sich bei einer Spazierfahrt doch nicht ruhiger über die Ruder hinneigen und nicht regelmäßiger und weiter mit denselben ausholen können.

„Halt!“ rief eine Stimme aus dem fremden Boot herüber. „Halt, im Namen des Gesetzes!“

„Es ist Gualterio, Caramba!“ zischte Jacobo mit aufsteigender Wuth zwischen seinen Zähnen hindurch, und indem er sich halb von seinem Sitz erhob, lehnte er sich mit der ganzen Schwere des Körpers so gegen die Ruder, daß sich dieselben bogen und das Boot um einige Fuß weit über das von Gualterio hinausschoß.

„Jacobo, es sind ihrer vier, wir werden ihnen nicht entrinnen,“ bemerkte Teresa nach einer Weile, während welcher die Entfernung zwischen den beiden Fahrzeugen sich kaum geändert hatte. „Lenke auf's Ufer zu, Du vermagst ihnen dort im Gebüsch leicht zu entkommen —“

„Und Dich und Deine Mutter soll ich in seinen Händen zurücklassen,“ unterbrach Jacobo das junge Mädchen trotzig. „Nein, Teresa! lieber werden wir Alle eine Beute des Hais dort drüben, als ein Opfer jenes unbarmherzigen reichen Mannes! Ja, vier Ruderer,“ fuhr er fort, „aber sieh nur, sie sind nicht auf den Wellen groß geworden. Sie werden bald ermüden, und wenn wir erst an ihnen vorbei sind, dann mögen sie uns verfolgen, so lange sie wollen!“

Teresa antwortete nicht, und längere Zeit hin=

durch vernahm man nur das Plätschern des Wassers und das schwere Athmen der Männer.

Beide Böte hatten die Mitte des Hafens erreicht und glitten so gleichmäßig dem westlichen Ufer zu, als wenn eins seine Bewegungen genau nach denen des andern geregelt hätte, und hundert Ellen weit hinter ihnen, bald in dem einen, bald in dem andern Fahrwasser folgte im Zickzack der beutegierige Hai.

„Es wird uns nicht gelingen," flüsterte Teresa fast athemlos, den Zwischenraum, der sie von ihren Verfolgern trennte, mit den Augen messend.

„In dieser Weise nicht," entgegnete Jacobo, „aber achte genau auf mich; wir müssen die Richtung ändern. Auf einen Wink von mir hebe die Ruder, und laß sie nicht eher wieder in's Wasser sinken, als bis ich das Boot gewendet habe.

„Ich bin bereit," sagte Teresa.

„Jetzt!" kommandirte Jacobo kurz. Des jungen Mädchens Ruder verharrten in gleicher Höhe mit den Pflöcken, das Boot wirbelte auf derselben Stelle herum, und im nächsten Augenblick flog es vor den vereinigten Kräften der jungen Leute dem Ausgang des Hafens zu.

Sie hatten durch die unerwartete Wendung allerdings einen Vortheil gewonnen, indem sie bis in das Fahrwasser des feindlichen Bootes gelangten, während

dieses noch eine Strecke in der alten Richtung dahinschoß; ganz an demselben vorbeizukommen glückte ihnen aber nicht, denn sie hatten dessen Fahrwasser noch nicht durchschnitten, da wendete auch dieses, und wie beide Fahrzeuge kurz vorher quer durch den Hafen getrieben wurden, so eilten sie jetzt, immer in gleicher Höhe, gegen Süden.

Hätte Jacobo sich auf der andern Seite Gualterio's befunden, so würde er sich als gerettet betrachtet haben, indem er dann zuerst in die westliche Biegung des Passes hätte einlenken können. So aber blieb ihm nur übrig, so lange kurze Wendungen auszuführen, bis es ihm endlich gelingen würde, in den Ocean hinauszuschlüpfen.

„Schone Deine Kräfte, Teresa," sagte er leise, nachdem er den kleinen Vortheil, den er durch seinen Kunstgriff gewonnen, berechnet hatte, „schone Deine Kräfte bis zum letzten Augenblick. Er hat seinen Sohn bei sich; ich erkenne ihn an dem scharfen Ruderschlag, und dieser ist es allein, der uns verderblich wird. Gieb Acht jetzt, mein gutes Mädchen, ich werde zweimal auf derselben Stelle wenden, um sie zum Halten zu veranlassen, dann aber die Fahrt in der jetzigen Richtung fortsetzen. Wir müssen vorbei; Du weißt, was uns droht."

Nach dieser Mahnung gab er Teresa wieder das

verabredete Zeichen, das Boot drehte sich schnell um sich selbst herum, bis es eine vollständige Wendung beschrieben hatte, und da er bemerkte, daß das feindliche Boot, aufmerksamer als das erste Mal, fast gleichzeitig mit ihm, aber nur eine halbe Drehung ausführte und auf dem eben zurückgelegten Wege dahinschoß, so richtete er die Spitze seines Boots plötzlich gegen Westen, um kaum zwanzig Fuß weit hinter dem andern vorbei in den Paß hineinzurudern.

Sein Plan schien glücken zu wollen; er hatte aber noch nicht das Fahrwasser seiner Verfolger erreicht, da ließ sich plötzlich das laute Krachen eines brechenden Ruders vernehmen, dem sogleich ein heftiges Plätschern und Aufspritzen des Wassers folgte, und im nächsten Augenblick ertönte ein so furchtbarer Schrei des Entsetzens, ein so schrecklicher Hülferuf, daß ihm das Blut förmlich in den Adern erstarrte und er mechanisch die Ruder sinken ließ.

Er schaute hinüber. Gualterio's Boot bewegte sich noch immer langsam weiter abwärts und schien nur ungern dem Willen und den weniger kundigen Händen Gualterio's und der beiden Häscher gehorchen zu wollen, die, in der Verwirrung, Einer dem Andern entgegenarbeiteten. Zwischen den beiden Fahrzeugen aber, kaum fünf Schritte weit von Jacobo und vielleicht dreimal so weit von dem andern Boot, da

tauchte der Sohn Gualterio's empor und schwamm, mit Aufbietung seiner ganzen Kräfte und Schrei auf Schrei ausstoßend, in der Verzweiflung der nächsten vermeintlichen Hülfe entgegen. —

Der unglückliche junge Mensch, als er sich abermals durch Jacobo's Kunstgriff getäuscht sah, hatte nämlich sein Boot ebenso schnell wenden wollen; da dasselbe aber von den drei anderen Männern vorwärts getrieben wurde, er selbst aber sich mit der vollen Last seines Körpers auf sein linkes Ruder lehnte, um das Fahrzeug durch einen Gegendruck herumzuschwingen, so hatte das schwache Stück Holz der doppelten Gewalt keinen Widerstand zu leisten vermocht, und war dicht unterhalb der Ruderpflöcke zersprungen. Der junge Mann hatte in Folge dessen das Gleichgewicht natürlich verlieren müssen und war über Bord gestürzt, und als er wieder auftauchte, da war das eigene Boot schon weit über ihn hinausgeglitten, während das Jacobo's sich ganz in seiner Nähe befand.

Dieser Unfall würde zu jeder andern Zeit kaum mehr als ein lustiges Lachen verursacht haben; in diesem Augenblick aber, wo man den Hai ganz in der Nähe wußte, rief er auf beiden Seiten ein wahres Entsetzen hervor. —

Als der junge Mann sich wieder auf der Ober-

fläche des Wassers zeigte, da leuchtete es wie ein Blitz in Jacobo's, Teresa's und deren Mutter Gedanken auf, daß er rettungslos verloren sei; denn die Wellen hatten sich noch nicht wieder über dem Emportauchenden getheilt, da setzte sich die schwarze Flosse, die, kaum hundertundfunfzig Ellen weit entfernt, anscheinend ruhig, auf den stillen Fluthen schwamm, in Bewegung und näherte sich, eine schmale glitzernde und Funken sprühende Furche ziehend, mit rasender Geschwindigkeit den beiden Booten.

„Teresa, wir sind gerettet!" rief Jacobo aus und ließ seine Ruder in's Wasser sinken. Diese aber war aufgesprungen und drückte die eigenen Ruder so tief in's Wasser, daß das Boot kaum von der Stelle zu weichen vermochte.

„Rette ihn, Jacobo!" preßte sie zu gleicher Zeit angstvoll hervor, die entsetzten Blicke auf den Jüngling heftend, der sich kaum noch sechs Fuß weit von ihr entfernt befand, und zugleich den Hai beobachtend, der schon fast die Hälfte des Raumes durcheilt hatte.

„Rette ihn, um der heiligen Jungfrau willen!" rief auch die alte Frau, ihre Hände flehend emporhaltend.

„Er hat ihn selbst geopfert," entgegnete der Fischer kurz, indem er sich mit aller Macht gegen seine Ruder

lehnte. „Er hat ihn selbst geopfert, mag er ihn selbst retten!“

„Jacobo, rette ihn!“ schrie Teresa jetzt so laut, daß ihre Stimme die Angstrufe des Knaben und der sich vergeblich anstrengenden Männer in dem andern Boote übertönte. „Rette Du ihn, oder ich vollbringe es!“ wiederholte sie, die Ruder fallen lassend und den linken Fuß auf den Rand des Bootes stellend! —

In diesem Augenblick war der Hai ungefähr noch fünfundzwanzig Fuß weit entfernt, während der Knabe noch eines kräftigen Stoßes bedurfte, um Jacobo's Boot zu erreichen, und Gualterio, in gleicher Entfernung wie der Hai, aber in einer andern Richtung, diesem zuvorzukommen trachtete.

Jacobo vernahm die durchdringenden Hülferufe, er sah wie seine Geliebte sich immer weiter vornüber neigte und wie der Hai sich zum letzten Angriff auf den Rücken warf. Nur eine Sekunde blieb ihm noch, und in dieser Sekunde stand für ihn Alles auf dem Spiel, denn er wußte, daß Teresa, wenn zum Aeußersten getrieben, sich ebensowohl wie er selbst, von ihren aufgeregten Leidenschaften unaufhaltsam fortreißen ließ.

„Ich komme!“ rief er wild und drohend aus, und in demselben Augenblick stand er aufrecht neben Teresa, schwang eine in ein großes Bündel zusammen-

gerollte Decke, die seine eigenen ganzen Habseligkeiten enthielt, über seinem Haupte, und die Strudel an der Stelle, wo die mächtige Flosse, untergetaucht war, schäumten noch, da schleuderte er die Last zwischen den Knaben und den Hai in die Fluthen hinab. —

Die furchtbar bewaffneten Kiefern schlugen knirschend in das Zeug, der Schweif des mit seiner Beute niederwärts schießenden Ungeheuers klatschte heftig auf die Oberfläche des Wassers, und als Gualterio's Boot sich an das Jacobo's legte, da saß der gerettete Knabe, gehalten von Teresa und dem jungen Fischer, auf dem Rande des schwankenden Fahrzeugs. Die unheimliche Flosse aber schwamm wieder regungslos auf dem stillen Wasserspiegel;; sie war gegen dreißig Fuß weit entfernt und hatte eine Stellung angenommen, welche bekundete, daß der grimmige Räuber die beiden Böte beständig im Auge behielt. —

Seit Gualterio's Sohn in's Wasser stürzte, waren die Begebenheiten so schnell aufeinander gefolgt, daß Niemandem Zeit zum Ueberlegen blieb, und außer Jacobo, sich in den nächsten Minuten wohl kaum Jemand seiner Lage so recht bewußt wurde, oder des Zweckes gedachte, der Alle zu der nächtlichen Stunde auf dem stillen Silberspiegel des Hafens zusammengeführt hatte.

Der Alkalde war der Erste, der Worte fand, denn

während die beiden Häscher Jacobo's Boot hielten, stieg er zu seinem Sohn hinüber und fragte ihn voller Besorgniß, ob er verletzt worden sei.

„Ich fühle mich wohler, als jemals in meinem Leben!" rief der Knabe emporspringend aus, nachdem er sich von seinem Schrecken einigermaßen erholt hatte. „Aber Jacobo hier, und das junge Mädchen, sie haben mich gerettet!"

„Ich weiß es, ich weiß es, mein Sohn," versetzte Gualterio bewegt, „ich habe Alles gesehen. „Halt, Jacobo, halt an," fuhr er zu dem Fischer gewendet fort, als dieser ihn aufforderte, in sein Boot zurückzukehren; „ich habe mit Dir zu sprechen; sage, hast Du einen Wunsch, den Du von mir gewährt haben möchtest? Scheue Dich nicht, zu fordern, und denke daran, welch gräßliches Unglück Du von mir abgewendet hast."

„Nicht ich, sondern die dort," entgegnete Jacobo trotzig, indem er auf Teresa wies, die sich wieder auf ihre Ruderbank gekauert hatte.

„Ich weiß es, aber fordere nur, Jacobo, fordere für sie mit," sagte Gualterio in so wohlwollender Weise, wie er vielleicht noch nie in seinem Leben gethan.

„Wohlan, Sennor," erwiderte der Fischer, ohne seinen Ausdruck zu verändern, und er griff wieder

nach seinen Rudern. „Ich fordere frei. Caramba! Gebt mir einen Vorsprung von zehn Ellen, wenn's auch nur fünf sind, und ich will Euch zeigen, wer die Ruder am besten zu führen versteht!“

„Sonst Nichts, Jacobo?“ fragte Gualterio mit einem Anflug von Mißvergnügen.

„Nun, Sennor, wenn Ihr großmüthig sein wollt, Ihr habt ja gesehen, der Hai hat meinen ganzen irdischen Reichthum mit hinabgenommen, Caramba! Er wird wohl daran zu verdauen haben, wenn er Alles hinuntergeschluckt hat, es befand sich etwas Geld und ein Beil in dem Bündel —“

„Sage mir, wie hoch sich Dein Schade beläuft,“ unterbrach der Alkalde den Fischer, „und ich will Dir Alles ersetzen. Aber sprich, wünschest Du sonst Nichts?“

„Sonst Nichts, Sennor, gebt mir Raum, und meine und Teresa's Schulden sollen bezahlt werden, eh' wir sterben.“

„Teresa, sprich für ihn,“ wendete Gualterio sich jetzt zu dem jungen Mädchen und legte zugleich seine Hand auf dessen Schulter.

„Meine Mutter ist krank, und unsere Hütte steht so verlassen, Sennor,“ versetzte Teresa schüchtern, als ob die Größe ihrer Forderung sie selbst zagen gemacht hätte, „wir wollen Nichts geschenkt nehmen,

nur Geduld, Sennor, nur etwas Geduld habt mit meiner Mutter, mit Jacobo und mit mir."

„Recht so, Teresa, hier nimm meine Hand, ich handelte unrecht an Euch; bezieht Euer Hüttchen, aber Jacobo soll es mit Dir beziehen. Lebt in Frieden, und wenn Ihr von der Schuld etwas abtragen wollt und könnt, so ist es gut, wo nicht, dann ist sie euch Beiden geschenkt; mein Sohn ist Zeuge meiner Worte, er wird halten, was der Vater versprach, und nun, auf Wiedersehen in Eurer Hütte!"

Nachdem er sodann dem jungen Mädchen noch einmal herzlich die Hand gedrückt und seinen Sohn aufgefordert, seinen Dank für den morgenden Tag aufzusparen, sprang er in sein Boot und hieß seine Leute sogleich nach der Stadt zurückrudern.

Jacobo's Boot blieb regungslos auf derselben Stelle liegen; die jungen Leute und die alte Frau schienen ihr Glück nicht fassen zu können.

„Jacobo, hast Du es gehört?" fragte Teresa endlich leise, „er sagt, Du sollst bei uns wohnen; weißt Du aber auch, ob ich Dich noch haben will? Doch beruhige Dich, Du bist ein braver Bursche und wirst ihm keinen Haß mehr nachtragen und fernerhin nicht mehr so unfreundlich sein, ich kenne Dich, Du hast ein gutes Herz."

Jacobo gab keine Antwort, seine Ruder senkten sich

aber in's Wasser, und gleich darauf durchschnitt sein Boot die klaren Fluthen so leicht und schnell, als wenn er sich noch auf der Flucht befunden hätte.

Nach einigen Minuten glitt er dicht neben Gualterio hin.

„Sennor," rief er aus, als er den Alkalde in seinem Bereich sah; „Sennor, laßt mich Eure Hand drücken, ich habe keinen andern Beweis meines guten Willens."

„Die heilige Jungfrau segne Dich," versetzte Gualterio mit bewegter Stimme, denn die zuletzt erlebten Scenen beschäftigten noch immer seine aufgeregte Phantasie. „Die heilige Jungfrau segne Dich, Deine Braut und Eure Mutter."

„Amen!" sagte aus vollem Herzen der Jüngling, der eben erst einem furchtbaren Tode entronnen. „Amen," wiederholten Gualterio's Ruderer und die alte Frau, der die glückliche Wendung in dem Geschick ihrer Kinder Thränen in die Augen getrieben hatte.

Die Böte trennten sich von einander. Teresa war aber aufgestanden und vor ihren Geliebten hingetreten. „Du braver, guter Bursche," flüsterte sie, indem sie ihre Arme um seine Schultern legte und ihn küßte, „ich wußte ja, daß Du kein undankbares Herz hast; doch siehe, wir bleiben zu weit zurück,"

fuhr sie freundlich fort, indem sie seine Arme sanft von ihrem Nacken entfernte, „sei doch zufrieden; er selbst hat mich ja Deine Braut genannt, sei also zufrieden und beeile Dich, ich werde Dir helfen.“ —

Die glückliche Mutter betete inbrünstig ihren Rosenkranz; die Ruder plätscherten verstohlen, und verstohlen gurgelte das Wasser unter dem scharfen Bug des Bootes; sonst rührte und regte sich Nichts. Die feuchte, lauwarme Atmosphäre, die in bläuliche Schatten gehüllte Landschaft und das spiegelglatte Becken des Hafens waren so still, so lautlos, daß man deutlich das dumpfe Brausen vernehmen konnte, mit welchem sich die Schwellungen des Oceans außerhalb des Hafens an dem schroffen Gestein brachen, oder sich auf flachem Strande überstürzten. In langen regelmäßigen Pausen schallte es herüber; es klang wie das tiefe, röchelnde Athmen eines Ungeheuers, dumpf und hohl, aber nicht drohend. Nahe der Ausfahrt des Hafens schnarchten noch immer die ermüdeten Delphine, und als die beiden Böte dicht vor der Stadt mit knirschendem Geräusch auf den Sand aufliefen, da schwamm wieder in der Mitte des Beckens auf mondbeleuchteter Fläche, als sei es eine kleine, vor Anker liegende Signaltonne, die dreieckige Rückenflosse des lauernden Hais. —

Am dritten Sonntage nach der nächtlichen Fahrt,

da wurden in der Kirche von Acapulco Jacobo und Teresa zusammengesprochen und als junges Ehepaar eingesegnet. Es war ein schönes, schmuckes Paar. Die Kirche war überfüllt, denn Gualterio führte die Braut, und sein Sohn den Bräutigam. Als dann aber die Neuverbundenen durch die Straßen schritten, Jacobo mit stolzer triumphirender Miene, Teresa dagegen verschämt, doch mit dem unverkennbaren Ausdruck innerer Glückseligkeit, da traten die Leute an die Thüren und schauten ihnen bewundernd nach, und unter den Neugierigen befand sich gewiß Mancher, der den jungen Fischer beneidete um seine schöne Muschelhändlerin.

Der Steppenbrand.

Wenn im Spätsommer das Gras bleicht und der rauhe Westwind über die endlosen Fluren Missouris fegt, dann hängt es in den angränzenden östlichen Staaten wie ein leichter grauer Flor vor dem wolkenlosen Himmel, und wie mit einem duftigen Schleier verhüllt erscheint die ihres blendenden Glanzes beraubte Sonne.

Höhenrauch nennen die Leute diese sich fast täglich wiederholende Erscheinung, und schreiben dieselbe im Allgemeinen den Prairiebränden zu, welche namentlich im Herbst über weite dichtbegraste Flächen hineilen. Gleichgültig schaut der Stadt- und Landbewohner zu dem Höhenrauch empor, spricht auch wohl von dem anhaltend guten Wetter, auf welches derselbe hindeuten soll; der Scenen aber, von welchen

der westliche Wind und der Rauch der Höhen erzählen könnten, und die in ihren Eindrücken auf das Gemüth zugleich furchtbar und erhaben, schreckenerregend und bezaubernd sind, gedenkt nur Derjenige, welcher das entfesselte Element in seiner ganzen gewaltigen Pracht kennen lernte und, von den wilden Flammen verfolgt, den entsetzlichen Wettlauf um's Leben wagte. —

Ich befand mich auf der Jagd mit meinen beiden indianischen Gefährten, Hug-ha und Scha-gre-ga-ge, zwei jungen Omaha-Burschen, welche so treue Herzen unter ihrer kupferfarbigen Haut bargen, wie nur je in der Brust eines weißen Mannes schlugen. Wir waren gut beritten, das herrlichste Wetter begünstigte uns, Wild war im Ueberfluß vorhanden, und so fehlte denn Nichts, was unsern Ausflug zu einem der angenehmsten zu machen versprach. Ungefähr die Mitte des nördlichen Winkels zwischen dem Missouri und dem Nebrasca haltend, zogen wir in nordwestlicher Richtung dahin; das Dorf der Omahas blieb weit hinter uns zurück, und schon am zweiten Tage gelangten wir so weit, daß, wie auf dem ewigen Ocean, der sonnige Himmel gleichsam wie eine unermeßliche Glasglocke auf der ebenen Fläche ruhte. Kleine Flüsse und Bäche, an den spärlichen Baumgruppen auf ihren Ufern weithin erkennbar, schlängelten sich anmuthig

durch die Niederungen, und diesen nachfolgend, fanden wir vielfach Gelegenheit, uns reiche Beute zu sichern. Bald war es ein Hirsch, bald ein Truthahn oder Waschbär, was wir erlegten, und schon am vierten Tage unserer Reise hatten wir die Pferde so mit geräucherten und gedörrten Fleischstreifen, so wie mit Fellen beladen, daß wir dieselben am Zügel führten und am folgenden Tage den Rückweg anzutreten beschlossen.

Es war um die Zeit, in welcher die indianischen Jäger beginnen, Feuer an die Prairien zu legen, um dadurch noch vor Einbruch des Winters frisches Gras zu erzielen. Einzelne Rauchwolken hatten auch in der That schon seit mehreren Tagen vor dem südwestlichen Himmel gehangen, da dieselben aber noch sehr ferne waren und der Wind mit einer gewissen Beständigkeit die nördliche Richtung beibehielt, so hatten wir keinen Grund zur Besorgniß oder übermäßigen Vorsicht, und nach gewohnter Weise hielten wir einige Stunden Mittagsrast. Wir befanden uns an dem westlichen Rande einer breiten Niederung, welche ein Bach reich bewässerte. Hohes saftiges Gras gewährte den Pferden gute Weide, uns selbst einigen Schutz gegen die noch immer sengenden Strahlen der Sonne, und nachdem wir abgesattelt hatten, streckten wir uns daher hin und verfielen bald in einen tiefen Schlaf.

Zwei Stunden etwa waren in ungestörter Ruhe verstrichen, als uns plötzlich das heftige Schnauben der Pferde weckte; wir sprangen empor und erblickten, nicht wenig überrascht, schwarze Rauchwolken, welche mit rasender Eile in geringer Höhe über uns hinzogen. Der Wind war herumgesprungen, und geschützt von dem hohen schilfähnlichen Grase, wo wir gelegen, hatte weder der verstärkte Luftzug, noch der Brandgeruch bis zu uns dringen können, was jedenfalls wenigstens die beiden Omahas ermuntert haben würde.

Auf den ersten Blick erkannten wir die Gefahr, in welcher wir schwebten, denn es entging uns nicht, daß der Brand uns in kurzer Zeit erreichen mußte, wenn wir nicht durch schleunige Flucht, oder durch Anzünden und Verbrennen des Grases in der Nähe, uns dem drohenden Verderben zu entziehen suchten. Dumpfes Brausen und Poltern schlug an unser Ohr, als wir zu den Pferden hinsprangen, um die Sättel aufzulegen, aber ebenso schnell nahmen wir wahr, daß es zu spät sei, um die Jagdbeute noch zu retten, und daß es der ganzen Kraft der unbeladenen Thiere bedürfe, um nur uns in Sicherheit zu bringen. Das Gras auf dem marschigen Boden war grün und saftig, und wenn es auch, von dem Brande und der weit vorauseilenden Hitze gedörrt und zusammengeschrumpft, bei der leisesten Berührung der Flammen

hoch aufloderte, so wären wir doch nicht im Stande gewesen, in der kurzen Frist einen neuen Brand zu erzeugen. Es blieb nur noch der einzige Weg offen, durch die zwei englische Meilen breite Niederung zu fliehen und da, wo niedriges dürres Gras das Ansteigen des Bodens verrieth, durch schnelles F:uer eine kleine Fläche von allem Brennbaren zu reinigen und zu unserer Aufnahme herzurichten.

Wir ergriffen daher unsere Jagdgeräthschaften, und in der nächsten Minute sprengten wir dahin mit aller Eile, deren die geängstigten Thiere nur fähig waren. Es war ein schrecklicher Ritt, denn hemmend legten sich die Halme, welche unsere Schultern peitschten, um die flüchtigen Hufe; und rückwärts schauend, erblickte ich die wilden Flammen, wie sie, schwarze Rauchsäulen emporsendend, sich knatternd über die nächsten Anhöhen wälzten und mit unglaublicher Schnelligkeit den Zwischenraum hinter uns verringerten. Tiefer drückten wir die Sporen in die Weichen der keuchenden Pferde, und heftiger fielen die geschwungenen Lassos auf ihre triefende Haut; weit aus griffen die Renner, doch schneller noch als sie, setzten der stattliche Hirsch und der geängstigte Hase vorbei, unbekümmert um vereinzelte Wölfe und Füchse, welche, ihre Raubsucht vergessend, jetzt fast gleichen Schritt mit ihnen hielten.

Weiße Gabelweihen und braune Falken in großer Anzahl durchkreuzten wie spielend den dichten Rauch; sausend schossen sie hinauf und wieder hinab, um nahe vor dem Feuer mit sicheren Fängen die kleinen Nagethiere zu ergreifen, die es vergeblich versuchten, dem doppelt drohenden Verderben zu entrinnen. Näher rückten wir der rettenden Anhöhe, aber näher rückten auch die Flammen, und flockenähnlich umwirbelte uns die weißgebrannte Asche. Da stürzte Hug=ha mit seinem Pferde zusammen, ich versuchte anzuhalten, doch „Vorwärts" gellte Scha=gre=ga=ge, und wie im Fluge überwanden wir die letzten hundert Schritte. Kaum hatten wir den abgestorbenen Rasen erreicht, als wir uns von den Pferden warfen und unverzüglich an's Werk schritten, einen neuen Brand zu erzeugen. Das Herz aber sank mir in der Brust, als ich unseres Gefährten gedachte, welchen wir, nach meiner Ansicht, feiger Weise zurückgelassen hatten. Mit vorwurfsvollem Ton sprach ich den Namen Hug=ha aus, als ich Scha=gre=ga=ge ein brennendes Stück Papier hinreichte, welches dieser geschickt unter einen Haufen zusammengebogener trockener Halme hielt. „Hug=ha wird kommen," antwortete Scha=gre=ga=ge gleichmüthig, „er wird kommen, wenn wir eine Stelle freigebrannt haben, er wird kommen, um die Flammen harmlos vorüberziehen zu sehen; er weiß, daß wir

auf ihn nicht warten durften, wenn wir gerettet werden wollten; er wird kommen," und mit diesen Worten bog er immer neue Halme niederwärts, welche, im brennenden Zustande sich wieder aufrichtend, das Feuer schnell verbreiteten. Kaum eine Minute war nach unserer Ankunft verstrichen, als wir, die Pferde an der Leine führend, dem neuen abwärts treibenden Brande folgten und unsere Füße auf aschigen Boden und versengte Stoppeln setzten. Wir waren gerettet, doch wo war Hug-ha?

Wie eine Lawine wälzte sich der schwarze erstickende Rauch heran, die Hitze, die wir einathmeten, war unerträglich, doch alle Gedanken an die eigenen Qualen traten zurück vor der schmerzlichen Besorgniß um den nach meiner Ueberzeugung untergegangenen Gefährten. Plötzlich aber vernahm ich heftiges Keuchen, der Rauch theilte sich auseinander, und ich erblickte zu meiner unsäglichen Freude den schlanken Hug-ha, der mit der Büchse auf der Schulter herbeisprang und sein störrisch gewordenes Pferd an der langen Leine auf die leergebrannte Fläche zu zerren trachtete. Wir eilten zu Hülfe, und unsern vereinten Anstrengungen gelang es, das arme Thier in dem Augenblicke zu retten, als die Flammen an ihm hinaufleckten und den schönen, wohlgepflegten Schweif mit Gedankenschnelligkeit kahl sengten.

Während ich nun die Ausdrücke der Freude über Hug-ha's Eintreffen und unsere Rettung nicht zurückzuhalten vermochte, benahmen sich die beiden Brüder, als ob durchaus nichts Ungewöhnliches vorgefallen sei, und schienen den Verlust des Pferdeschweifes und der Jagdbeute höher anzuschlagen, als unser glückliches Entkommen. Auch verstand ich ihre Zeichen und ihre Sprache genugsam, um zu erkennen, daß sie darüber berathschlagten, in welcher Richtung wir ziehen müßten, um das vor dem Feuer geflüchtete erschöpfte Wild zu finden und eine Verheerung unter demselben anzurichten.

Die Flammen, als sie die von allem Brennbaren gesäuberte Stelle erreichten, hatten sich unterdessen getheilt, und vom wüthenden Sturm gepeitscht, brausten sie zu beiden Seiten an uns vorüber, wie um den jüngst erzeugten Feuerstreifen einzuholen, der, sich schnell ausdehnend, lustig voraufeilte und Millionen von Funken und verkohlten Grastheilchen emporwirbelte. Die Pferde zitterten und bebten, und in der That war es ein Anblick, der sogar das stärkste Männerherz ergreifen mußte. — Da, wo wenige Minuten vorher üppiges Gras, wenn auch herbstlich gefärbt, die weite Niederung schmückte, und wo samenschwere Halme sich feierlich wiegten, da erblickte man jetzt ein ödes, dampfendes Aschenfeld; und wie um

das Bild des Todes zu vervollständigen, ragten hin und wieder geschwärzte Büffelschädel und Hirschgeweihe hervor, welche jetzt, nachdem das bergende Gras verschwunden, von früheren erfolgreichen Jagden zeugten.

Auf der andern Seite dagegen tobte der wilde Brand in seiner ganzen Pracht unaufhaltsam dahin; dumpfes Sausen und Knattern begleitete den endlosen Feuerstreifen. Blutroth beleuchtet erschienen die rollenden Rauchmassen, die, von dem heftigen Winde niederwärts gedrückt, den Verderben bringenden Flammen voraufzogen, gleichsam warnend die Geschöpfe, welchen die Mittel fehlten, das entfesselte Element durch sich selbst siegreich zu bekämpfen.

Lange stand ich und blickte mit innigster Bewunderung auf das erhabene Schauspiel; selbst meine indianischen Gefährten schienen nicht unempfindlich gegen dergleichen Eindrücke zu bleiben, denn auf geheimnißvolle Weise flüsterte Hug-ha, indem er auf den Feuerstrom wies: „Das ist der rächende Manitou."

Die Pferde am Zügel führend, folgten wir langsam einer Regenschlucht nach, wo kleine Rasenflächen, welche der Brand übersprungen und verschont hatte, zum Lagern einluden. Die Dämmerung stellte sich ein, der Wind erstarb und nicht mehr abhängig von

den Luftströmungen, stiegen die mächtigen Rauchsäulen bis in die Wolken hinein. Als aber nächtliches Dunkel sich auf die Ebene senkte, da prangte der östliche Horizont in stets wechselnder magischer Beleuchtung. Bald hoch auflodernd, bald wie Irrlichter flackernd und hüpfend, je nachdem das Feuer auf üppigere oder kärglichere Nahrung stieß, schlich der Brand langsam über die fernen Bodenanschwellungen; über der noch unberührten Steppe aber, wie über den Flammen und dem schwarzen Aschenfelde glänzten mit mildem Lichte die ewigen Sterne.

Der Postläufer von Wisconsin.

I.

Reich an schönen üppigen Waldungen, reich an lieblich eingefaßten Seen, krystallklaren Bächen und Flüssen ist der Staat Wisconsin.

Wo nun Landstrecken von der Natur auf eine solche Weise bevorzugt sind, da herrscht auch ein Ueberfluß an reizend gelegenen Punkten, die von der fleißigen Hand des genügsamen Ackerbauers langsam, aber sicher in ebenso viele paradiesische Gärten umgewandelt werden können. Dieser Umstand hat denn auch schon zahlreiche betriebsame Menschen dorthin gelockt, und dem Jäger, der jetzt jene Regionen durchwandert, bietet sich ein beständiger Contrast von Urwildniß und fortschreitender Civilisation, die beide durch den Wechsel gewinnen und nachhaltiger in ihren Eindrücken werden.

Die künstlich hergestellten Lichtungen mit ihren Einfriedigungen und Feldern, mit ihren beschatteten Blockhäusern und dem, was sie belebt, nehmen sich inmitten des ehrwürdigen, schwer zugänglichen Forstes gewiß anmuthig aus, und noch in erhöhtem Grade, wenn ein rauschendes Flüßchen dem Ansiedler als Wegweiser diente, und ihn endlich in der Wahl eines Plätzchens zur Gründung des stillen häuslichen Herdes bestimmte. Nähert man sich aber dem Strande des Michigan und gewahrt dort auf hohem Ufer friedliche Wohnungen und ringsum die Spuren eines unverdrossenen Fleißes, so ist man geneigt, diesen den Vorzug vor ersteren zu geben. Denn wie auf der einen Seite der stolze Wald, in welchem schlanke immergrüne Tannen hoch über riesenhafte Wallnußbäume, Sykomoren und Eichen emporragen, weithin den Horizont begränzt, so schweift auf der andern Seite der Blick ungehindert über den endlosen See, der bald glatt wie ein Spiegel, bald leicht gekräuselt von sanften Luftströmungen in tiefer Ruhe daliegt, aber auch zuweilen vom Orkan gepeitscht, in mächtigen Wogen über den mit Kieseln bestreuten Strand hinweg, gegen die lehmigen, schroffen Ufer brandet.

Im Jahre 184., als die eingeborenen Stämme der Potowatomes, Minomonomes und Schippewäs noch

nicht durch die Politik der Weißen von den Gräbern ihrer Väter, auf scheinbar gerechtfertigte Art, verdrängt worden waren, stieß der Wanderer in jenen Wildnissen häufiger auf kupferfarbige kriegerische Gestalten, welche mit Bogen und Pfeil, oder mit der Büchse dem flüchtigen Hirsch und dem schwarzen Bären nachstellten, als auf weiße Arbeiter, die mit den Schlägen ihrer Axt den weiten Forst wiederhallen machten. Hin und wieder hatten aber doch schon einzelne Familien die nächste Umgebung der an den Mündungen von Flüssen angelegten Städte verlassen, waren tiefer landeinwärts, oder auch am Michigan hinauf und hinunter gezogen und lebten dort abgesondert in der Einsamkeit, aber stets in gutem Einvernehmen mit ihren rothhäutigen Nachbarn. Sie begnügten sich mit dem, was ihnen der dankbare Boden und der wildreiche Forst, oder vielmehr die indianischen Jäger lieferten, und lernten politischen und religiösen Zwang nur höchstens aus Beschreibungen kennen.

Das Städtchen Manitouwauk, im nördlichen Wisconsin, war damals eine kleine Ansiedelung, noch nicht wichtig genug, um von den auf den großen Süßwasserseen verkehrenden Dampfböten beachtet zu werden, und nur gelegentlich von Küstendampfern besucht, ging ihr Wachsthum verhältnißmäßig langsam von

Statten. Ein New-Yorker hätte indessen seiner Vaterstadt nicht mit mehr Stolz gedenken können, als die Bewohner von Manitouwauk ihre Ansiedelung eine Stadt nannten und alle die Vorzüge aufzählten, welche deren günstige Lage, die in Aussicht stehende Verbindung mit dem Winebago-See, und vor Allem die leicht zu nutzende Wasserkraft des Manitou-Flusses versprachen. Wie man sich jetzt überzeugen kann, hatten die Leute sich nicht geirrt.

Unmittelbar nördlich von der Mündung des Manitou erstreckt sich das reich bewaldete Land als eine breite Zunge weit in den Michigan hinein und bildet, in der Entfernung von ungefähr vierzig englischen Meilen wieder zurücktretend, eine überaus malerische Bucht, in welcher das von drei Seiten geschützte und fast beständig stille Wasser die anmuthig geschmückten Ufer so deutlich zurückstrahlt, daß man die umgekehrten Spiegelbilder für eine Fortsetzung des Festlandes halten könnte.

Seit undenklichen Zeiten schon war diese Bucht ein beliebter Sommeraufenthalt der Potowatome- und Schippewä-Indianer. Sie versammelten sich daselbst in großer Anzahl, um in ihren leichten Rindenkanoes weit hinaus zu rudern, die Fische in der Tiefe der eigenthümlich durchsichtigen Fluth zu beobachten und im günstigen Augenblick mittelst langer Speere zu erbeuten.

Zu der Zeit, von welcher ich hier spreche, hatten sich indessen die Eingeborenen in das Innere der dichten Wälder zurückgezogen, denn mit unerbittlicher Strenge hielt der Winter die Natur umfangen, und wo sonst die zierlichen Fahrzeuge, dem leisesten Druck nachgebend, leicht über den beweglichen Wasserspiegel hinglitten, da befand sich jetzt eine dicke Lage Eis, welche eine fast ebenso dicke Lage Schnee deckte.

Ganz vereinsamt war die Bucht aber nicht, denn wer an irgend einer beliebigen Stelle aus dem Dickicht auf die hohe Uferwand trat, dem blieb eine Rauchsäule nicht verborgen, die wirbelnd einer Baumgruppe auf einer Lichtung zu entsteigen schien, in Wirklichkeit aber von einem behaglichen Kaminfeuer herrührte, um welches harmlose Menschen sich friedlich bewegten. Wenn man sich der bezeichneten Stelle näherte, so entdeckte man bald, durch das entblätterte Buschwerk hindurch, die grauen Wände und die Bedachung eines Blockhauses, welches sich mit den schwer aufeinanderruhenden Balken und den sorglich verstopften und zugeklebten Fugen doppelt einladend in der winterlichen Landschaft ausnahm. Ein kleiner eingefriedigter Hof zog sich vor der Hütte hin; ein mit Heu und Stroh angefüllter Schuppen stand etwas abgesondert; dagegen lehnte sich an den Giebel des Wohnhauses ein Stall, der zwei Pferden, zwei Kühen, einer Ziege und

einer zahlreichen Hühnerfamilie nothdürftig Obdach gewährte.

Ein mächtiger Haufen gespaltenen Holzes vor der Thür verrieth, daß die Bewohner mit den strengen Wintern Wisconsins schon vertraut waren; ein viel betretener Pfad führte durch den tiefen Schnee nach dem Michigan hinunter, wo neben einer Oeffnung im Eise ein ausgehöhlter Baumstamm lag, und wo also das unvergleichliche Wasser des Sees Menschen und Thieren den besten Brunnen reichlich ersetzte. —

Die Sonne versank hinter den westlichen Bäumen; ein violetter Dunstkreis, der ringsum den wolkenlosen Horizont einfaßte, verkündete den baldigen Einbruch der Nacht; senkrecht entstieg der sich verstärkende Rauch dem hölzernen Schornstein und suchte seinen Weg zwischen den bereisten Zweigen der riesigen Hickory-Bäume hindurch, welche, wie Schutz gewährend, die Hütte, den Stall und den Hof umgaben.

Ein von festen Blöcken genährtes Feuer in dem von Feldsteinen aufgeführten Kamin verbreitete wohlthuende Wärme und beleuchtete zugleich, mit stets wechselndem Licht, das Gemach so wie die verschiedenen Gestalten, und veränderte blitzschnell die Schatten, die wie Gnomen auf den Wänden umhertanzten.

Zu beiden Seiten des Kamins befanden sich zwei Personen, welche, nach der Ehrerbietung zu urtheilen,

die ihnen von den übrigen Hausgenossen gezollt wurde, und nach der Art, wie sie dieselbe hinnahmen, die Häupter der Familie sein mußten. Doch auch zwischen ihnen herrschte ein von der Natur vorgeschriebener Rangunterschied, welchen sowohl die weitgetrennten Altersstufen, als auch das verwandtschaftliche Verhältniß und die in guten und trüben Zeiten erprobte Anhänglichkeit bestimmte.

Eine siebenzigjährige Greisin ruhte nämlich auf einem roh geschnitzten aber bequemen Wiegenstuhl. Sich leise schaukelnd blickte sie mit halbgeschlossenen Augen bald in die knisternden Flammen, bald wendete sie sich den übrigen Hausbewohnern zu, und bewies durch kurze Bemerkungen, wie sehr sie sich im Geiste mit Allem beschäftige, was ihre Familie betraf. Augenscheinlich hatten Sorgen und schwere Arbeit während eines langen Lebens ihr Alter zu einem körperlich leidenden gemacht; doch der Zug innerer Zufriedenheit, welcher auf den gerunzelten Zügen ausgeprägt war, und das Wohlwollen, mit welchem die Greisin sich jedesmal zu Dem wendete, der sie mit dem Namen „Großchen“ anredete, deuteten darauf hin, daß sie das Alter für keine Bürde hielt und den Spätabend ihres Lebens als willkommene Rast vor dem Einschlummern nach schwerem Tagewerk betrachtete. Ihr gegenüber auf einem Holzblock, die Kaminwand

als Lehne benutzend, saß der Hausherr, ihr Schwiegersohn.

Ein rüstiger Funfziger, zeigte er das wahre Bild eines westlichen Farmers. Das von schlichten, blonden Haaren eingefaßte Gesicht hatte den scharfen Schnitt, welcher der amerikanischen Nation fast eigenthümlich, und beschattet von einem dunkelblonden Bart und wettergebräunt wie es war, würde man dasselbe sogar haben wild nennen können, wenn nicht ein Paar ehrlicher blauer Augen so überaus Vertrauen erweckend unter den buschigen Brauen hervorgelugt hätten. Seinen aus einer schweren blauen Decke geschnittenen Rock hatte er zur Seite geworfen, und so saß er denn da in einem scharlachfarbigen Flanellhemde, welches ein breiter Gurt über den indianisch befransten hirschledernen Beinkleidern zusammenhielt. Zwischen den Zähnen hielt er ein kurzes brennendes Thonpfeifchen, während seine Hände ämsig damit beschäftigt waren, den neu eingefügten Griff einer Axt glatt zu schaben.

Zu Warner's Füßen, dies war der Name des Farmers, auf einer getrockneten Hirschhaut, lag träge hingestreckt sein jüngster Sohn, ein Knabe von etwa funfzehn Jahren; der vielleicht zwei Jahre ältere Bruder desselben war dagegen seiner Mutter, einer stattlichen Frau von kaum vierzig Jahren, beim

Wickeln von Wolle behülflich. Dieselbe saß in der Mitte vor dem Kamin, schaute mit ihren fröhlichen schwarzen Augen munter im Kreise umher, theilte ihre Aufmerksamkeit zu gleichen Theilen unter alle Anwesende, und überwachte dabei sorgfältig ein kleines indianisches Kind, welches zu ihren Füßen spielend auf dem Boden lag.

Dicht vor dem Feuer nun kauerte auf einem niedrigen Holzblock die Tochter des Hauses, ein junges neunzehnjähriges Mädchen, welches mit seinen dunklen Augen und den starken braunen Haaren eine wunderbare Aehnlichkeit mit seiner Mutter, der Farmerfrau, trug. Dieselbe war mit dem Backen von Maiskuchen beschäftigt, und wenn sie aufschaute und ihr von der Gluth geröthetes Gesichtchen zeigte, über welches die Scheitelhaare während der Arbeit tief hinabgesunken waren, aber nicht tief genug, um den jugendlichen Frohsinn und die kindliche Unschuld auf den regelmäßigen Zügen zu verbergen, dann hätte man sich kaum ein ansprechenderes Bild denken können, als die Familiengruppe, in welcher Mary, die anmuthige Tochter des Hauses, den Mittelpunkt bildete.

Die Unterhaltung betraf einen abwesenden Freund des Hauses, und aus dem Eifer, mit welchem Jeder, immer wieder auf's Neue, das Gespräch auf den „lan=

gen Ben" zurückführte, konnte man leicht errathen, wie sehr ihm Alle zugethan waren. Bei einer genaueren Beobachtung konnte es aber auch nicht entgehen, daß Niemand sich mehr, als gerade die schöne Mary um den Erwarteten kümmerte.

„Wenn der lange Ben, wie er versprach, vorgestern den Winebago-See verlassen hätte", wendete sich Warner zu seiner Gattin, „so würde er schon heute Mittag hier eingetroffen sein."

„Er ist vielleicht wider seinen Wunsch und Willen zurückgehalten worden", antwortete die Hausfrau, „und da er, gemäß seines Contractes, innerhalb fünf Tagen im Fort Mackinaw sein muß, so können wir mit Gewißheit darauf rechnen, ihn noch vor morgen Abend bei uns zu sehen."

„Ben hat versprochen zu kommen und wird daher vor Mitternacht hier sein", unterbrach Mary die Unterhaltung ihrer Eltern; „in den geringfügigsten Sachen ist er ja gewohnt sein Wort zu halten. Ich wünsche nur, daß wir ebenso beruhigt hinsichtlich seiner Wanderung über den See sein könnten."

„Warum sollten wir Besorgnisse um seine glückliche Heimkehr hegen?" fragte der Farmer. „Das Eis ist ja noch ebenso stark wie im December, und dem Brechen desselben können wir wohl kaum vor Ablauf des kommenden Monats entgegensehen."

„Aber die Schneestürme?“ fuhr das Mädchen fort.

„Ein tüchtiger Schneesturm dient nur dazu, den langen Ben zu erfrischen“, tröstete der Vater, „und ein Verirren ist so lange nicht zu befürchten, als sich der Schippewä bei ihm befindet. Der ist ebenso sicher und vielleicht noch sicherer als der Compaß, welchen Ben im vorigen Winter vom Commandanten von Mackinaw zum Geschenk erhielt. Wird Eichenlaub ihren Gatten auch diesmal begleiten?“ fragte er dann.

„Nein“, antwortete die Farmerfrau, „sie hat mir versprochen, mit ihrem Knaben bei uns zu bleiben und auf die Rückkehr der beiden Männer zu warten. — Ein treues Weib, diese indianische Squaw; es kostete mir viele Mühe, sie zu diesem Entschluß zu bewegen; sie gestand mir, daß sie einen bösen Traum gehabt und daß sie für das Leben ihres Mannes fürchte.“

„Träume sind Narrheiten“, sagte Warner, der die ängstlichen Blicke seiner Tochter bemerkt hatte. „Wenn ich nach jedem bösen Traum in meinem Leben Unglück gehabt hätte, so wäre ich keine zehn Jahre alt geworden.“

„Ganz recht,“ erwiderte die Frau, „auch ich halte Träume nur für wirre Bilder einer reizbaren Phantasie, und erwähne das hier blos, um unsere Kinder

auf die Spukgeschichten der ehrlichen Eichenlaub vorzubereiten."

„Ich bin dem indianischen Aberglauben nicht zugänglich", sagte Mary, wobei sie sinnend in's Feuer schaute. „Ich denke nur daran, daß dieses Ben's letzte Reise sein soll, und daß ich gehört habe, wie viele Seeleute, welche ihre letzte Reise zu machen beabsichtigten, nicht wieder heimkehrten, und da Ben doch gewissermaßen seine letzte Seereise unternimmt, so —"

„So glaubst Du, daß das drei Fuß dicke Eis nicht mehr stark genug ist, den langen Ben zu tragen?" unterbrach der Vater das Mädchen. „Geht doch; Ihr Alle seid mehr oder weniger von der träumerischen Indianerin angesteckt worden. Uebrigens habe ich noch nie gehört", fuhr er lachend fort, „daß ein Schiffscapitain auf einer andern, als seiner letzten Reise zu Grunde gegangen wäre; dann kenne ich auch wieder Seeleute, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch alljährlich zwei oder mehrere Reisen unternahmen und jede einzelne derselben, beim Antritt, ihre letzte nannten. — Wenn die gewissenlosen Advocaten in Ohio uns nicht um unser Hab und Gut gebracht hätten, so würde Ben überhaupt nicht nöthig gehabt haben, auf solch abenteuerliche Weise sein Brod zu verdienen; ich würde dann schon längst gethan haben, was sein reicher Vater zu thun

verschmäht: ich würde eine Farm gekauft und Euch in Abwesenheit eines Richters sogar selbst copulirt haben. So aber ist Ben darauf angewiesen, sich aus eigenen Kräften einen Herd zu gründen, und gewiß ist es lobenswerth, daß er mit Lust und Ausdauer zu Werke geht. Ja über diese Advocaten —"

„Laß die Advocaten", fiel die alte Großmutter mit zitternder Stimme ein; „danke dem Herrn für das, was er Dir verliehen, und sei zufrieden, anstatt durch trübe Rückerinnerungen Dich und die Deinigen unglücklich zu machen. Ich habe viel in meinem Leben verloren, mehr denn Ihr Alle, habe aber darum nicht verlernt, mich ergebungsvoll vor einem höhern Willen zu beugen."

Die ernste Rede der ehrwürdigen Frau hatte ein allgemeines Schweigen veranlaßt, und Jeder schien wie in Gedanken versunken; selbst das indianische Kind schaute regungslos mit seinen großen schwarzen Augen auf die Greisin, als hätte es die Worte derselben verstanden. Plötzlich erhoben die Hunde, welche bis dahin in träger Ruhe ihre Nasen dem Feuer entgegengereckt hatten, ihre Köpfe, stießen ein leises Knurren aus und sprangen dann der Thür zu, wo sie lustig bellend und mit den zottigen Schweifen wedelnd gleichsam das Oeffnen verlangten.

„Das ist Ben!" rief das Mädchen aus, indem es

die Pfanne vom Feuer entfernte und seinem Vater nacheilte, der die Thür schon geöffnet hatte. „Das ist Ben!“ jubelten auch die Knaben, als sie ihre Schwester mit zwei Sätzen einholten und in's Freie stürzten.

Von der Thür aus blickten Alle nach der Richtung hin, in welcher die Hunde verschwunden waren, und bald vernahmen sie Stimmen, welche die erfreuten Thiere laut bewillkommten. Das Knirschen des Schnees unter menschlichen Tritten und Pferdehufen wurde deutlich, und aus dem Schatten des Waldes trat eine Gruppe dunkler Gestalten auf die Lichtung und eilte, umschwärmt von den bellenden Hunden, in nächster Richtung dem Hause zu.

„Guten Abend, Warner! Guten Abend, Mary! Ihr habt uns wohl nicht mehr so spät erwartet?“ rief eine jugendlich kräftige Männerstimme.

„Ihr seid zu jeder Stunde willkommen“, antwortete Warner; „aber Ihr bringt kaltes Wetter mit!“

„Gott sei Dank, kalt genug, um die Eisrinde auf dem Michigan noch einige Wochen festzuhalten“, erwiderte Ben, ein bepacktes Pferd in den Hof treibend und die Pforte wieder sorgfältig schließend, nachdem seine Gefährten ebenfalls eingetreten waren. „Halloh! Jungen, wo seid Ihr? Hier nehmt die Büchsen; aber stellt sie nicht zu warm, damit sie nicht beschla-

gen, und dann kommt und sorgt für Cricket; der arme Gaul hat seit dem frühen Morgen keinen Bissen über die Zunge gebracht!"

Nach diesen Worten trat Ben zu Warner und Mary, begrüßte Beide nochmals herzlich und begab sich dann zurück zu dem Pferde. Mit Hülfe des Schippewäs nahm er einige Decken und zwei Säcke von dem Sattel, und das Thier alsdann den Knaben überlassend, folgte er mit seiner indianischen Begleitung dem Farmer in das Innere der Hütte nach, wo ihm von Mary's Muter und der alten Großmutter ein nicht weniger herzlicher Empfang zu Theil wurde.

Als das volle Licht des Kaminfeuers auf den Postläufer fiel, zeigte sich eine jener kraftvollen, hoch aufgeschossenen Gestalten, an welchen der Staat Kentucky vorzugsweise reich sein soll, die sich aber überall da wiederholen, wo eine gesunde Lebensweise, vor Allem aber eine verständige Erziehung im zarten Jugendalter, den physischen Theil des Menschen sich schöner und besser entwickeln lassen. Seiner Höhe hatte Ben den Beinamen des „Langen" zu verdanken, und er ertrug denselben gern, weil er ihm ursprünglich von seinen besten Freunden beigelegt worden war. In seinen, für einen Amerikaner, etwas breiten, aber doch wohlgebildeten Zügen spiegelten sich Offenheit und Ehrlichkeit, und sowohl in den von

starken Brauen beschatteten Augen, als auch in seinen Bewegungen verriethen sich jene Sicherheit und Entschlossenheit, welche man bei einem vierundzwanzigjährigen Manne mehr als die natürliche Folge eines ungebundenen Lebens in der Wildniß, als seines Alters bezeichnen kann.

Ben's Anzug bestand aus einem Gemisch von europäischen und indianischen Kleidern, das heißt, er hatte von Allem gerade das gewählt, was ihm am Dauerhaftesten und am Geeignetsten für seine Zwecke erschien. Ein zierlich befranstes ledernes Jagdhemde umgab lose den kräftigen Oberkörper und ließ, vorn offen stehend, die so beliebte rothe Flanellwäsche durchblicken; wildlederne Gamaschen reichten bis über seine Kniee hinauf, wogegen seine Füße in starken, wasserdichten Schuhen steckten. Ueber der Schulter hing an breitem Bande die indianisch geschmückte Kugeltasche nebst Pulverhorn, und in dem buntfarbigen Gürtel steckte das gebräuchliche breitklingige Bowiemesser und ein Paar weitgeschweifte Schneeschuhe. Als Kopfbedeckung führte Ben einen zum Theil ausgestopften Fuchsbalg mit aufrecht stehenden Ohren, fletschenden Zähnen und künstlich hergestellten Augen, und derselbe bildete eine eigenthümliche Schattirung zu den hellblonden Haaren, dem röthlichen Bart und dem von der Winterluft hochroth gefärbten Gesicht. Bei

seinem Eintritt hatte er indessen den phantastischen Kopfputz bei Seite gelegt.

Gume, der Gefährte Ben's, war ein schlanker Indianer, welchen man, wenn er nachlässig dastand, ebenso leicht für ungelenkig und steif, als für gewandt und schnell halten konnte. In seinem mit rother Oelfarbe bemalten Gesicht vermochte man ebenso wenig das Alter zu entziffern, und es ließ sich nur mit Bestimmtheit annehmen, daß er das fünfundzwanzigste Jahr schon erreicht, das vierzigste aber noch nicht überschritten habe. Ueber den stark vorstehenden Bakkenknochen lagen, halb verborgen hinter schläfrig niederhängenden Lidern, zwei schwarze Augen, die, fast beständig niederwärts schauend, Nichts von der Geistesthätigkeit und der Beobachtungsgabe verriethen, welche hinter denselben ruhten.

Bekleidet war der Schippewä ähnlich seinem weißen Gefährten, nur daß statt der schweren Schuhe, leichte elklederne Mokasins seine Füße schützten, und daß die eigenen langen Haare, in welchen ein Busch Eulenfedern steckte, die einzige Kopfbedeckung bildeten.

Des Indianers Gattin, ein sanftes Geschöpf, folgte ihrem gestrengen Herrn fast wie ein Schatten, und bewies ebensowohl durch den ergebungsvollen Ausdruck in ihren braunen Zügen, als auch durch ihre Haltung, daß sie nicht unzufrieden mit der Stellung

sei, welche sie zur Sclavin ihres Gatten machte. Sie hatte sich in eine weite blaue Decke gehüllt, unter welcher ein rother faltenloser Rock und gleichfarbige Gamaschen hervorsahen.

Gleich nachdem sie den Anwesenden der Reihe nach mit stummem Gruß die Hand gereicht hatte, nahm sie ihren kleinen Sohn von Mrs. Warner und kauerte sich mit demselben in der Nähe des Feuers hin, wo sie lautlos, ja fast regungslos verharrte.

Der Kreis um das Kamin war bald wiederhergestellt, und während Mary ihre Aufmerksamkeit abwechselnd der Zubereitung der Mahlzeit und ihrem geliebten treuen Ben zuwendete, vertieften sich die Männer in ein Gespräch, welches fast ausschließlich die Pläne und die nächste Zukunft des jungen Reisenden betraf.

II.

Benjamin White war der einzige Sohn eines wohlhabenden Farmers, der, nachdem er sein Besitzthum im Staate Pensylvanien vortheilhaft verkauft, eine neue Ansiedelung an den Ufern des Winebago-See gegründet hatte. Mehrere Jahre später traf auch Warner in jener Gegend ein, um sich mit dem kleinen

Rest seines Vermögens, welchen er aus einem Prozeß um den Besitztitel seines Bodens gerettet, am Rande der Wildniß eine neue Heimath zu schaffen. Er hatte nicht hinlänglich Mittel, nach dem Ankauf einer kleinen Landstrecke und des nothwendigsten Viehs, auch noch Arbeiter zur Errichtung eines Hauses annehmen zu können, und nur auf sich und seine Familie angewiesen, suchte er Hülfe bei den weit abwärts lebenden Nachbarn.

Bereitwillig wie immer, wenn es galt, einem neuen Ankömmling ein Obdach zu verschaffen, stellte sich denn auch zur bestimmten Zeit eine Anzahl junger Männer ein, und deren vereinten Anstrengungen verdankte es Warner, daß er schon nach wenigen Tagen mit seiner Familie das nothdürftige Zelt mit einer verhältnißmäßig bequemen Blockhütte vertauschen konnte.

Ben befand sich damals mit unter Denen, welche für Warner lustig die Axt schwangen, und von jener Zeit stammte die Bekanntschaft her, welche in ein enges verwandtschaftliches Verhältniß zu endigen versprach. Mehrere Jahre waren vergangen; Ben, der Jagd leidenschaftlich ergeben, fand oft genug einen Vorwand, sich auf Wochen aus dem väterlichen Hause zu entfernen, und begab sich dann gewöhnlich zu Warner, den er fleißig in seinen Feldarbeiten unterstützte oder zum Fischfang und auf der Jagd begleitete.

Sein Lohn war dann immer der herzliche Dank und die freundliche Begegnung der ganzen Familie, und unbeschreiblich glücklich machte es ihn, wenn er in den Blicken der anmuthigen Mary, die zu harmlos, zu unschuldig war, als daß sie ihre Gefühle hätte verbergen können, eine wachsende zärtliche Hinneigung zu ihm entdeckte.

Wie es unter solchen Umständen vorauszusehen war, ließen die gegenseitigen Erklärungen nicht lange auf sich warten. Mit lautem Schall fiel Warner's schwielige Hand in Ben's Rechte, als er in ihm den zukünftigen Schwiegersohn begrüßte; Thränen der Freude rannen über die noch immer frischen Wangen der rüstigen Hausfrau, als sie die frohe Kunde vernahm; die alte Großmutter aber legte ihre Hand segnend auf des jungen Mannes Haupt und rief mit bewegter Stimme: „Sei mir willkommen, Ben, als der Beschützer und Gatte meines Lieblings; mögen Eure Wünsche in Erfüllung gehen, noch ehe ich mich in's Grab lege."

Anders dachte aber Ben's Vater; die Tochter eines wenig begüterten Mannes war ihm nicht gut genug für seinen Sohn. Nicht ohne Verdruß gewahrte er, daß er seine Gewalt über den jungen Mann verloren hatte, dieser aber mit der ganzen stürmischen Zuneigung eines unverdorbenen Gemüthes an dem

jungen Mädchen hing und nicht gesonnen schien, seinen festen Willen von irgend Jemandem in der Welt beugen zu lassen. Sogar die Drohung, ihn enterben zu wollen, hatte nur den Erfolg, daß Ben mit verdoppeltem Eifer darnach trachtete, durch eigene Kraft baldmöglichst in die Lage zu kommen, seine Verbindung mit der Tochter des Farmers zu schließen. Mit einem solchen Ziel vor Augen, brachte er daher einen Theil des Jahres mit Feldarbeiten hin, welche ihm einigen Gewinn sicherten; um aber die zum Ankauf von Land nöthige Summe zu erübrigen, verpflichtete er sich contractlich zur Beförderung von Briefen und leichten Postsachen zwischen den Militairstationen am obern Mississippi und dem auf der Insel Mackinaw gelegenen Fort gleichen Namens.

Wenn dann der Winter sich eingestellt hatte und die auf den großen Seen vermittelnden Dampfböte eingefroren im sichern Hafen lagen, dann begab sich Ben mit seinem indianischen Gefährten auf die Reise. Zwei leichte Schlitten, jeder gezogen von mehreren Hunden, enthielten die Postsachen, Decken und Lebensbedürfnisse der beiden Wanderer, und auf solche Weise ausgerüstet, richteten sie ihre Schritte zunächst dem Michigan zu, wo ihnen auf der glatten beschneiten Fläche ein überaus bequemer Weg offen stand. Gewöhnlich hielten sie sich in geringer Entfernung

vom Lande, um die Nächte in der Schutz gewährenden Waldung oder bei einem einsamen Farmer zubringen zu können. Nur auf der Strecke zwischen der Potowatome-Insel und Fort Mackinaw, wo der Weg an der Green-Bay vorüberführte, verloren sie auf einige Zeit das Land aus den Augen, bis sie sich wieder einer Reihe von Inseln näherten, die in kurzen Zwischenräumen bis in die Straße von Mackinaw vor ihnen auftauchten.

Es war dieses der zweite Winter, in welchem Ben die Beförderung der Postsachen übernommen hatte. Vom Glück begünstigt, war er stets zur bestimmten Zeit auf den verschiedenen Stationen eingetroffen. Mit dem Brechen des Eises und dem Beginn der Communication mittelst Dampfböten beabsichtigte er indessen das mühevolle Leben eines Postläufers aufzugeben und zur Gründung seines eigenen kleinen Hausstandes zu schreiten.

Als Ben auf Warner's Farm eintraf, kam er aus dem Innern des Landes vom Winebago-See. Er hatte diesen Umweg genommen, um früher an den Michigan zu gelangen und daselbst das Packpferd mit den Hundeschlitten zu vertauschen, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die anmuthige Mary ihn am meisten dazu veranlaßte, gerade diesen Punkt zu seiner Station zu wählen.

„Es steht also unbedingt fest, daß Ihr morgen früh aufbrecht?" fragte Warner seinen Gast, der ebenfalls den ledernen Rock abgeworfen und in scharlachfarbigen Hemdärmeln vor dem Feuer saß.

„Gewiß!" antwortete Ben, „und was noch mehr ist, wir müssen vor Anbruch des Tages schon einige Meilen zurückgelegt haben. Fragt nur den Schippewä, ob wir keine Eile haben."

„Viel Wind kommt mit dem Neumond," sagte der Indianer in einem Englisch, welches auf seinen vielfachen Verkehr mit den Weißen deutete; „viel Wind bringt Schneesturm und bricht das Eis."

„Ihr hört es," fuhr Ben fort, „Gumme prophezeit böses Wetter und gewöhnlich täuscht er sich nicht. Er glaubt aber, daß wir bei verständiger Eile hinreichend Zeit haben, die Insel zu erreichen, trotzdem seine Frau, die einen bösen Traum gehabt, das Gegentheil behauptet."

„Habt Ihr viel Gepäck?" fragte Warner weiter.

„Die Last ist dieses Mal nicht sehr groß, sie ist sogar viel leichter, als ich erwartete. Es sind mir nur zwei Packete mit Briefen und Depeschen übergeben worden, doch müssen sie Sachen von größter Wichtigkeit enthalten, denn der Commandant vom Fort Winebago bemerkte ausdrücklich, daß er um die rechtzeitige Beförderung derselben sehr besorgt sei."

„Dann dürft Ihr freilich nicht säumen," sagte der Farmer; „doch wann können wir Euch zurückerwarten?"

„Schon im März; sollte das Eis aber innerhalb vierzehn Tage noch nicht brechen, so werden wir bereits vor Ablauf dieser Zeit wieder hier sein. Im andern Falle kann sich unsere Rückkehr noch vier bis fünf Wochen verzögern, je nachdem wir genöthigt sind, den weiten Umweg auf dem Festlande zu nehmen, oder eine Dampfboot-Gelegenheit finden. Doch wie steht es mit den Hunden, Vater Warner? lustig genug sind sie, wie ich schon bemerkt habe."

„An Kräften fehlt es ihnen ebenfalls nicht," antwortete der Farmer, „wenn überhaupt zweimal des Tages warmes Futter im Stande ist, einem Thiere Kräfte zu geben. Daß aber das Futter nicht blos aus Wasser und Maismehl bestand, wird Mary Euch am Besten sagen können, weil sie allein die Pflege unserer Schutzbefohlenen übernommen hatte. Die Schlitten habe ich geprüft und die zusammengefügten Stellen mit roher Hirschhaut umwunden, so daß sie jetzt fest genug sind, eine Reise nach dem Nordpol aushalten zu können. Auch für frisches Fleisch habe ich gesorgt, und ein paar Hirschkeulen stehen zu Eurer Verfügung."

„Ihr kennt Gume schlecht, Vater Warner, wenn

Ihr glaubt, daß wir ohne Lebensmittel hier ankommen würden! Heute früh, als ich bei Tagesanbruch zusammen mit Eichenlaub und dem Pferde unser Nachtquartier verließ, befand sich der Schippewä schon seit zwei Stunden unterwegs.. Als wir ihn dann einholten, trafen wir ihn am Wege sitzend; ein Feuer brannte vor ihm und auf demselben rösteten einige so saftige Fleischschnitten, wie nur je unter der Haut eines Stück Wildes hervorgeholt wurden; ein stattlicher Bock lag nicht weit davon, und zwar schon zerlegt, so daß uns Nichts weiter zu thun blieb, als an dem Mahle Theil zu nehmen und demnächst das Fleisch stückweise an dem Sattel zu befestigen; ja, ja, mein Freund Gume ist ein großer Jäger."

„Schon oft hat er uns das bewiesen," fiel die Farmerfrau mit einem freundlichen Blick auf den scheinbar theilnahmlosen Indianer ein, „deshalb soll auch sein Weib nicht mit ihm ziehen, und hier vor dem Feuer sitzen und ihren Knaben pflegen, damit er ebenfalls ein großer Jäger werde."

„Eichenlaub wird nicht mit ihrem Herrn ziehen, weil er es so will," klagte die junge Indianerin; „sie wird aber auch nicht vor dem Feuer sitzen und mit ihrem Knaben spielen! Sie wird auf dem Ufer des Michigan weilen und ihre Blicke auf die Spuren gegen

Mitternacht richten und der Heimkehr des Vaters ihres Knaben harren."

„Eichenlaub wird thun, was ihr die weiße Mutter geheißen," wendete sich der Schippewä zu seiner Gattin. „Der Winter hat das Laub der Bäume getödtet und wirbelt es spielend über den Schnee; das grüne Eichenlaub soll aber nicht im Schnee verdorren und deshalb mit ihrem Knaben vor dem wärmenden Feuer bleiben."

Auf diesen Befehl ihres Gatten hatte die Indianerin keine Antwort; ergeben wie immer hüllte sie sich dichter in ihre Decke und blieb für den Rest des Abends stumm.

Die weichherzige Mary aber wendete sich tröstend zu der durch einen Traum geängstigten Frau. „Sei ruhig, Eichenlaub," sagte sie, „ich werde Dir Gesellschaft leisten, abwechselnd, vor dem Feuer und draußen im Schnee, denn auch ich," fügte sie scherzend hinzu, „harre ja auf einen Gebieter."

Als Ben diese Worte vernahm, richtete er einen Blick der innigsten Liebe auf das junge Mädchen; er sprach nicht, aber treuherzig gab er ihr die Hand, und in dem gegenseitigen Druck lag ja Alles, was Beide dachten und fühlten; sie waren ja zu einfach und zu redlich, um es noch zu versuchen, durch prahlende Phrasen und Versicherungen sich fester an einander zu ketten.

„Wie sieht es drüben am Winebago aus?“ fragte Warner, der augenscheinlich in Gedanken dem Ideengang der beiden jungen Leute gefolgt war.

„Alles noch beim Alten,“ antwortete Ben, „der Vater ist hartherzig wie immer. Was schadet es aber,“ fuhr er fort, als er Mary's tiefen Seufzer vernahm; „was schadet es? Wenn die Bäume wieder grünen, dann kaufe ich mir achtzig Morgen Land, zwei Kühe und zwei Pferde, baue mir ein ähnliches Haus wie dieses, und dann will ich sehen, wer oder was uns noch länger von einander getrennt halten soll.“

Das junge Mädchen lächelte dem langen Ben freundlich zu und stand dann auf, um die dampfenden Speisen auf den schweren Tisch zu ordnen.

Wohl selten waren genügsamere und zufriedenere Menschen vereinigt, als an jenem Abend in Warner's Blockhütte. Es ist wahr, der Eine und der Andere hatte seine kleinen Sorgen und Befürchtungen, doch die Hoffnung auf eine goldene Zukunft behielt die Oberhand; harmlose Scherze würzten das einfache Mahl, und in denselben verrieth sich die ganze Unverdorbenheit und Sittenreinheit, welche im Allgemeinen lieber in ärmlichen Hütten, als in Palästen und im glänzenden Ueberfluß wohnt. Es war ein Bild, von welchem alle Diejenigen hätten lernen können, welche

sich vermöge eingebildeter Vorzüge berechtigt, ja berufen halten mit Geringschätzung auf Die niederschauen zu dürfen, welche im Schweiße ihres Angesichts ihr redlich erworbenes Brod essen. —

Die Zeit der Nachtruhe rückte endlich heran, doch nicht eher breiteten die beiden Wanderer ihre Decken auf dem erwärmten Fußboden vor dem Kamin aus, als bis sie ihre beiden Schlitten beladen, die Hunde mit einigen Stücken blutigen Fleisches gefüttert und sich überhaupt vollständig reisefertig gemacht hatten. Als daher der Hahn zum zweiten Male krähte, standen die Schlitten außerhalb der Hofeinfriedigung; vier Hunde, in leichte Geschirre gespannt, bellten ungeduldig vor denselben, die Bewohner des Hauses aber waren vor dem Kaminfeuer versammelt, wo Ben und Gume, zum Aufbruch gerüstet, noch den heißen Morgentrunk nahmen.

„Auf baldiges Wiedersehen!" sagte Ben, als er Allen die Hand zum Abschied reichte; „auf Wiedersehen!" sagte auch der Indianer, und bald darauf befanden sich die Reisenden außerhalb der Baumgruppe, deren dick bereifte Zweige das Gehöft fast verbargen. Die Sterne flimmerten mit erbleichendem Licht, der Schnee knirschte und pfiff unter den Schlittenbalken und den Füßen, und die Hunde sprangen laut lärmend mit ihrer Last dahin, als ob sie dieselbe nicht

gefühlt hätten. Gehalten von den beiden Jägern, gelangten die Schlitten ohne Unfall auf dem gewundenen Pfade an dem Abhange hinunter, und als Ben dann vom Rande des Sees aus rückwärts schaute, erblickte er auf der hohen Uferwand zwei dunkle Gestalten. Er täuschte sich nicht, es waren Mary und Eichenlaub, die ihnen nachschauten; und wenn je heiße Segenswünsche die beiden Wanderer begleiteten, so kamen sie aus der liebewarmen Brust des weißen Mädchens und der braunen Frau, die Beide, wenn auch in verschiedener Form, doch beseelt von denselben Gefühlen, um die glückliche Rückkehr des Theuersten zu Dem flehten, der ebenso wenig einen Unterschied in der Form eines frommen Gebetes kennt, als in der Farbe der Haut, welche ein reines Gemüth deckt.

Schon oft hatte Mary an jener Stelle gestanden und dem scheidenden Geliebten mit freudiger Hoffnung nachgeschaut; dieses Mal aber war ihr Herz schwer, wie von trüben Ahnungen erfüllt. Der Traum der Indianerin, dessen Inhalt sie gar nicht einmal kannte, beschäftigte unwillkürlich ihre Gedanken, und wenn auch nicht zum Aberglauben hinneigend, so besaß sie doch nicht Kraft genug, um die thörichte Furcht gänzlich von sich zu weisen, welche sie beim Anblick der traurigen Eichenlaub ergriff.

Ben rief den Frauen noch einen letzten Gruß zu,

und folgte dann dem Schippewä, der, ohne ein einziges Mal zurück zu schauen, eilig vor den Hunden dahinschritt.

Als die Sonne ihre ersten Strahlen glitzernd über das weite Schneefeld sandte, bogen die beiden Jäger um die nördliche Spitze der Bucht. —

Der See bildete keineswegs eine Fläche, die einem ruhigen Wasserspiegel zu vergleichen gewesen wäre; denn mehrere Male schon war das Eis durch Stürme aufgerissen worden und hatte der heftige Frost die in ihrer Lage gestörten Schollen wieder fest mit einander verbunden. Die Reisenden hielten sich in Folge dessen in gewisser Entfernung vom Strande, wo sie weniger von Unebenheiten, als von Schneeanhäufungen gehindert wurden. Letztere überwanden sie leichter und bedienten sie sich dabei der Schneeschuhe; denn wenn auch die Eiskruste nicht unter den Hunden und den Schlitten brach, so war sie doch nicht stark genug, einen Mann mit ungeschützten Füßen zu tragen. Trotz der mancherlei Zögerungen, die nicht zu vermeiden waren, kamen sie doch schnell vorwärts, und schon am Abend des zweiten Tages nach ihrer Abreise lagerten sie am Rande der Green-Bay, Angesichts der Potowatome-Insel.

Klares stilles Wetter hatte sie bis dahin begünstigt; selbst am Morgen des dritten Tages war noch

kein Grund vorhanden, den Erfolg ihrer Reise zweifelhaft erscheinen zu lassen, und sich mehr östlich wendend, verloren sie das Land bald aus den Augen. Gegen Mittag wurde die Temperatur milder und der wolkenlose Himmel begann sich mit einem leichten Nebel zu überziehen. Die Wanderer verstummten, beschleunigten ihre Schritte und zwangen auch die Hunde, welche gewohnt waren, in Gume's Spuren zu folgen, zu größerer Eile. Beiden war es nicht fremd, daß ein Schneesturm im Anzuge sei, doch vermieden sie es, sich darüber auszusprechen, und erst als ein bleicher Schimmer nur noch die Stelle bezeichnete, wo hinter dem einfarbigen, zu Wolken verdichteten Nebelschleier die Sonne verborgen war, streckte Gume seinem Gefährten den Arm entgegen, auf welchem sich ein zartes Schneeflöckchen niedergelassen hatte.

„Viel Schnee!“ sagte der Schippewä, gegen Westen weisend.

Ben nickte, zog seinen Compaß hervor, wendete sich nach ihren auf dem Schnee zurückgelassenen Spuren um und suchte sich über die Lage der Biberinsel Gewißheit zu verschaffen, welchen Punkt sie zu berühren beabsichtigten.

„Werden wir die Biberinsel noch früh genug erreichen?“ fragte er dann seinen Begleiter.

„Biberinsel zu weit,“ antwortete dieser, „Biber-

insel zu weit und auf der Reise dahin zu viel Wind auf der Seite; die Hunde sind müde, der Wind muß ihnen schieben helfen, schieben nach der Fuchsinsel, die Fuchsinsel halb so weit."

Ben sah das Richtige dieses Vorschlages vollkommen ein, und obschon die Fuchsinsel fast eine Tagereise weit aus ihrem Wege lag, so zögerte er doch, Angesichts der drohenden Gefahr, keinen Augenblick, seine Richtung von Nordosten gegen Osten zu verändern. Einestheils blieb dann der Westwind ihr Wegweiser, anderntheils konnten sie aber auch hoffen, mit Hülfe des nachschiebenden Sturms, noch vor Einbruch der Nacht die bezeichnete Insel zu erreichen, deren hohe Tannenwaldung sie bei klarem Wetter gewiß schon hätten sehen können.

Sie rasteten einige Minuten, und nachdem sie den Hunden etwas Fleisch verabreicht, gab Ben dem Schippewä noch einmal mittelst des Compasses die Richtung an, in welcher, nach seiner Ansicht, die Fuchsinsel liegen mußte, und weiter ging es dann mit aller Eile, deren sie und die Hunde nur fähig waren.

Der Indianer schritt vorauf, ihm nach folgten hinter einander die Schlitten, und in einiger Entfernung schloß Ben den Zug, um die Richtung nach der Magnetnadel festhalten zu können. Doch eine Biene hätte ihren Flug nicht gerader nehmen können, als

der Schippewä über die Schneefläche dahinglitt, und in den eigenthümlichen indianischen Halbtrab verfallend, erschwerte er es seinem Gefährten so wie den Hunden, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

Nur spärlich sanken anfangs die Flocken nieder, doch kleine Bruchstücke der Eiskruste, die sich unter den Füßen und den Schlittenbalken lösten, eilten mit rasselndem Getöse den Wanderern voraus und verriethen dadurch die wachsende Gewalt des Sturmes. Auch der Schneefall nahm allmälig zu, und nach Verlauf einer Stunde wälzten sich die Flocken in dichten Wolken an der kleinen Caravane vorbei, die mit ungeschwächter Hast die eingeschlagene Richtung verfolgte und, nach des Indianers Ausspruch, den treibenden Schnee als Wegweiser benutzte.

Die verdichtete Atmosphäre ließ die Dämmerung früher als gewöhnlich eintreten, und immer drohender, immer gewaltiger heulte der Sturm über den gefesselten See dahin. Plötzlich ertönte in der Ferne ein heftiger Donnerschlag, dem in der nächsten Secunde ein zweiter und dritter nachfolgten. Der Schippewä hielt an und lauschte; ein neuer Donner rollte über die Eisfläche.

„Eichenlaub's Traum!" rief der Indianer aus, sprang leicht wie ein Hirsch eine kurze Strecke zurück, scharrte daselbst den Schnee von dem Eise, warf sich

nieder und das Ohr dicht auf den Boden drückend, verharrte er wohl eine Minute regungslos. „Noch mögen wir gerettet sein,“ sagte er, als er wieder zu seinem Gefährten hintrat; „das Eis muß in der Green-Bay gebrochen sein; haben wir uns in der Richtung nicht getäuscht, so können wir die Fuchsinsel erreichen, noch ehe der geöffnete See die Schollen nach dem Ufer hinaufdrängt, aber Eile!“

„Ja, Eile!“ wiederholte Ben, als er die Hunde antrieb, „in einer Stunde können wir dort sein, aber Eile! Eile!“

Es begann jetzt ein Lauf um's Leben; die Hunde, als ob sie die Nähe der furchtbaren Gefahr erkannt hätten, legten sich fest in die Geschirre. Um beiden Schlitten aber den Druck des Windes zu Gute kommen zu lassen, nahm Ben sowohl als Gume einen Leithund an die Leine, und dahin ging es durch die Nacht mit dem Sturm und dem treibenden Schnee um die Wette.

Immer näher rückten den Flüchtlingen die unheimlichen Schläge, ja, sie konnten es fast berechnen, wann sie von dem Verderben eingeholt werden würden, und das Herz sank in Ben's Brust, wenn er daran dachte, daß sie die Insel verfehlen könnten und die verlassene Mary dann vergeblich auf seine Heimkehr warten würde. Eine Stunde war schon verstrichen, der

falsche Boden unter ihnen bebte, aber kein rettender Schatten, der die bewaldete Insel verrathen hätte, zeigte sich in der vom Monde spärlich erhellten Atmosphäre. Befanden sie sich schon östlich von der Insel? Oder gar dicht neben derselben? Wer konnte es wissen? Nur mit dem Winde vermochten sie auf einige Entfernung zu unterscheiden, denn wenn sie rückwärts oder zur Seite schauten, trübte der Schnee ihre Augen, und was über fünf Schritte von ihnen entfernt war, fiel mit der grauen Dunkelheit in eine eintönige Masse zusammen.

Ein durchdringender Knall sauste jetzt dicht an ihnen vorbei, der Boden hob sich, die Jäger stürzten nieder, doch ebenso schnell hatten sie sich erhoben und eilten von Neuem in der alten Richtung dahin. Ben, der den Schlitten mit den Postsachen führte, war durch den Fall dem Indianer einige Schritte vorausgelangt und Beide ermunterten durch lauten Zuruf die keuchenden Hunde, welche die Kräfte zu verlassen schienen. Plötzlich wurden Beide durch eine Hebung des Eises nach vorn geschleudert, und als sie sich dann wieder emporrafften, gewahrten sie, daß des Indianers Schlitten verschwunden war, ein Hund aber aus der verderblichen Spalte auftauchte und sich mit den Vorderfüßen anklammernd, wieder zu den Jägern hinaufarbeiten wollte. Ben sprang instinctmäßig,

trotz des gellenden Warnungsrufes des Indianers, hinzu, um wenigstens die Thiere, welche der Schlitten niederwärts zog, zu retten, doch ehe noch seine Hand sich ausstreckte, senkte sich das Eis; die Spalte schloß sich mit dumpfem Knirschen, ein erstickter Schrei des zermalmten Hundes erscholl, ein Wasserstrahl schoß über die beiden Jäger hinweg und der schwankende Boden ebnete sich wieder auf Secunden.

Gedankenschnell sprang jetzt Gume zu Ben's Hunden, mit raschen Schnitten befreite er sie von den Geschirren, und während Ben die Briefpakete hervorholte, legte er um den Hals jedes Thieres eine Leine, und seinem Gefährten eine derselben in die Hand drückend, rief er aus: „Laßt uns den Hunden folgen, es ist die letzte Möglichkeit einer Rettung!"

Doch als ob seinen Worten Hohn gesprochen werden sollte, begann es jetzt ringsum zu krachen und zu bersten; die Hunde schmiegten sich winselnd an die Füße der Männer, die sich selbst kaum aufrecht zu erhalten vermochten und, umgeben von Dunkelheit und umheult von dem verderblichen Schneesturm, nur noch die mächtigen Eisschollen unterschieden, die in geringem Umkreise emporstiegen, sich über einander schoben und wieder zusammenstürzten. — Der Boden, auf welchem sie standen, hob und senkte sich wieder;

„wir treiben!“ rief Ben, der ausgleitend hingefallen war.

„Rührt Euch nicht von der Stelle! wenn Euch Euer Leben lieb ist!“ erwiderte der Schippewä, indem er sich an Ben's Seite warf, „jeder Schritt kann Euch unter das Eis bringen!“

In der That begann auch die breite Scholle den regelmäßigen Bewegungen des Wassers auf- und niederwärts zu folgen und kreiste bald nach der einen, bald nach der andern Seite herum, je nachdem der unwiderstehliche Andrang größerer Eismassen sie lenkte. Knirschend wurden am Rande derselben Eissplitter und Trümmer, einen Wall bildend, hinaufgedrängt, und wie in einer künstlich hergestellten Schale trieben die beiden unglücklichen Wanderer in der trostlosesten Lage auf dem furchtbar empörten Elemente.

„Hier müssen wir ausharren und untergehen,“ sagte endlich Ben, sich mit dem Indianer und den Hunden dicht zusammenschmiegend; „noch vor Tagesanbruch wird unsere Scholle vollständig zertrümmert sein und nicht so viel fester Boden für uns bleiben, wie nothwendig ist, um einen Fuß darauf zu stellen.“

„Wer weiß!“ antwortete Gume, „ich denke, wir schwimmen auf geschütztem Wasser, denn bei einem

solchen Sturm müßten wir sonst von den Wellen heftiger umhergeschleudert werden."

„Wir treiben vielleicht hinter einer Insel vorbei," sagte Ben, „und werden dann bald genug in die Brandung gerathen."

„Glaubt das nicht", fuhr der Indianer fort, „ich fühle es an der regelmäßigen Bewegung, daß wir der vollen Gewalt des Sturmes nicht mehr ausgesetzt sind. Befinden wir uns wirklich hinter einer Insel, so liegt unsere Scholle so fest eingeklemmt, daß sie nur noch den Schwellungen des Wassers nach oben und wieder zurück zu folgen vermag. Das Eis des ganzen Sees treibt gegen Sonnenaufgang und läßt keine Bewegung der Schollen gegen Mittag oder Mitternacht zu."

Es war, wie der Indianer gesagt hatte; sie fühlten unter sich das Wogen, doch belehrte sie der Wind, der sie beständig aus derselben Richtung traf, daß ihre Scholle sich nicht mehr drehte, und blieb ihnen also die schwache Hoffnung, daß sie wirklich hinter einer Insel außerhalb des Bereichs des Treibeises gestrandet seien.

Dicht zusammengekauert saßen die beiden Männer also da; die schreckliche Lage hinderte sie, einem Gefahr bringenden Schlaf in die Arme zu sinken, und gegen das Erstarren der Glieder schützten sie sich

durch die Hunde, welche sie abwechselnd auf ihren Füßen und auf ihrem Oberkörper zu liegen zwangen. An ein Gespräch konnte kaum gedacht werden, denn wenn auch der betäubende Donner der berstenden Eisrinde fern im Osten verklungen war, so umgab sie doch von allen Seiten das laute Brausen und Stoßen kämpfender Eismassen, und darüber hin heulte der wüthende Schneesturm mit seiner schrecklich eintönigen Melodie. Wenn die Scholle sich hob, dann glaubten sie mit derselben umgestürzt zu werden, und wenn sie sich wieder senkte, dann war es, als ob die bodenlose Tiefe ihrer harrte. — Es war eine schreckenvolle Nacht; die Minuten schienen endlos, und nicht ohne Zagen gedachte Ben des kommenden Morgens und des trostlosen Bildes, auf welches wahrscheinlich seine Blicke treffen würden.

Der Tag brach endlich an, die Temperatur war milder geworden und deutete auf Thauwetter, doch ohne Unterlaß wälzte der Sturm noch immer Schneemassen dahin. Mit großer Mühe gelang es den beiden halberstarrten Männern, sich unter dem Schnee hervorzuarbeiten und auf der schwankenden Scholle zu erheben. Ihre ersten Blicke richteten sie gegen Westen, wo sie auf ihre Rettung hofften, und als ob neues Leben seine fast gelähmten Glieder durchströmte, so war es Ben, als er durch das Schneege-

stöber hindurch die unbestimmten Umrisse eines dunkeln Waldes gewahrte. Auch der sonst so einsilbige Schippewä vermochte es nicht, einen Ausruf der Freude zu unterdrücken, und die Hunde von den Leinen lösend, traf er sogleich Anstalt, den gefährlichen Weg nach dem Lande hin auszukundschaften.

Das ganze Gepäck der beiden Jäger bestand nur noch aus den Briefpacketen, den Pulverhörnern, Kugeltaschen und der Büchse des Schippewä; alles Uebrige hatten sie während der Nacht verloren.

Kaum waren die Hunde gelöst, als sie vom Instinct geleitet nach dem Eiswall hinaufsprangen und auf der andern Seite vorsichtig nach der angränzenden Scholle hinunterglitten. Die Jäger folgten ihrem Beispiel, und bald befanden sie sich weit von ihrem nächtlichen Lager.

Die hinter der Insel gestauten Eismassen waren noch in wogender Bewegung, doch wurde das Gehen auf denselben dadurch weniger gefahrvoll, denn wenn die eingezwängten Schollen von den Wellen gehoben wurden und die zahlreichen Spalten auf Momente klafften, so schlossen sich dieselben wieder beim Niedersinken, und konnten die drohenden Risse auf diese Weise um so leichter vermieden werden.

Nach Verlauf einer halben Stunde erreichten sie endlich den mächtigen Eiswall, der von der Brandung

nach dem Ufer hinaufgedrängt worden war, und bald darauf befanden sie sich am Rande einer Tannenwaldung, in deren wiegenden Gipfeln der Sturm sich heulend brach.

Die beiden Jäger waren also gerettet; dieser Gedanke war ihnen genug, um sie für die Zukunft unbesorgt zu machen und sie nur nach dem suchen zu lassen, was ihnen für den Augenblick am wichtigsten und nöthigsten erschien. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß in der nächsten Umgebung kein gastliches Dach ihnen winkte, schleppten sie dürres Holz zusammen, und nach kurzer Zeit flackerten dann vor ihnen im Halbkreise eine Reihe tüchtiger Feuer, während eine Gruppe junger Tannen sie im Rücken gegen den Andrang des Windes schützte, und eine dicke Lage der immergrünen Zweige ihre Körper nicht mit dem feuchten, schneebedeckten Boden in Berührung kommen ließ.

Wohlthuende Wärme durchströmte bald ihre Glieder; die unter anderen Verhältnissen gewiß widerwärtige Lage erschien ihnen jetzt als größte Behaglichkeit, und mit den Hunden dicht zusammenrückend, verfielen sie in einen tiefen Schlaf.

III.

Auf Warner's Farm war das Aufspringen des Sturmes mit der größten Besorgniß beobachtet worden. Man suchte sich zwar mit dem Gedanken zu beruhigen, daß Ben ein erfahrener Jäger sei und daß der gewiß nicht minder erfahrene Schippewä ihn begleite; als man aber während der Nacht das Donnergetöse des brechenden Eises vernahm, da verwandelte sich die Besorgniß in Entsetzen, denn nur zu wohl wußte Jeder, daß die Reisenden das Festland schon verlassen, die Biberinsel aber noch nicht erreicht haben konnten.

Tief bekümmert schaute Warner auf die Indianerin, die, ihren Kleinen auf dem Schooße haltend, die ganze Nacht hindurch vor dem Kaminfeuer kauerte und mit sanft gedämpfter Stimme ihre wilden Klagen sang; tief bekümmert beobachtete er auch seine Gattin und deren Mutter, die im frommen Gebet Hoffnung und Trost suchten; doch wenn seine Blicke auf seine Tochter fielen, die stumm, ein Bild des tiefsten Schmerzes, in die Flammen starrte, dann war es, als ob ihm das Herz brechen wollte. Vergebens suchte er zu beweisen, daß Ben das Festland noch nicht verlassen haben könne, vergebens suchte er auch darzulegen, daß er schon vor dem Beginn des Eisbruches

die Biberinsel erreicht habe und kein Grund vorhanden sei, für so erfahrene Jäger zu fürchten. Seine wohlwollenden Worte machten Eichenlaub's Klagegesang nicht verstummen, noch brachten sie eine Aenderung in den verzweiflungsvollen Zügen der armen Mary hervor; Beide glaubten ja jetzt zu fest an den Unglück verheißenden Traum.

Als der Tag graute, begab sich Warner nach dem Ufer des Sees; die Bucht lag noch immer unbeweglich da, aber am Ende derselben gewahrte er durch das Schneegestöber hindurch das blaue Wasser, welches seine Fesseln abgeworfen und weithin gegen Osten getrieben hatte. Seine letzte Hoffnung sank, als er die schäumenden Wogen unabläßig dahineilen sah, und die Risse und Spalten bemerkte, welche sogar die glatte Oberfläche der stillen Bucht durchkreuzten; er scheute sich nach der Hütte zurückzukehren, der Anblick des herzzerreißenden Schmerzes war ihm unerträglich. — Als er noch sinnend dastand, bemerkte er plötzlich die Indianerin, die in ihre Decke gehüllt den Hof verließ; er rief ihr nach, doch ohne zu antworten eilte die junge Frau über die Lichtung und verschwand im Walde.

Bei seinem Eintritt in's Haus erfuhr er, daß Eichenlaub ihren kleinen Knaben in Mary's Arme gelegt habe, und mit den Worten: „in Mackinaw

nach den Jägern forschen zu wollen", fortgegangen sei. Es unterlag keinem Zweifel, die geängstigte Gattin hatte sich entschlossen, auf dem Landwege nach dem Fort zu reisen, um sich Gewißheit über das Schicksal der beiden Abwesenden zu verschaffen. Es wurden keine Versuche gemacht, sie zur Umkehr zu bewegen, denn Jeder kannte den Charakter der Indianerin zu genau und wußte, daß dergleichen Bemühungen doch nur vergeblich gewesen wären.

Trübe ging der Tag dahin, das Wetter klärte sich auf, und als nächtliche Schatten sich auf Wald und See senkten, flimmerten die Sterne so klar an dem tiefblauen Himmelsgewölbe, als ob die Natur noch gar nicht aus ihrem Winterschlaf aufgerüttelt worden wäre, und nur aus der Ferne schallte das unheimliche Brausen des Michigan herüber, der sich langsam zu beruhigen begann.

Trübe saßen auch am Abend die Bewohner der Blockhütte vor dem Kaminfeuer; die Freude schien aus ihrer Mitte verbannt zu sein, und mechanisch verrichteten die Frauen ihre häuslichen Arbeiten. Plötzlich vernahm man den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes, man hörte dasselbe vor der Einfriedigung halten, und ehe noch Warner, der aufgesprungen war, die Thür erreichte, pochte es mit Gewalt und erschallte die laute Bitte um Einlaß.

„Ben's Vater!“ sagte Mary, als sie enttäuscht mit einem tiefen Seufzer in ihre sinnende Stellung zurücksank, das Geräusch des Pferdes hatte ja auf Momente einen schwachen Hoffnungsschimmer angeregt.

Der in einen weiten Mantel eingehüllte Farmer trat ein; es war wirklich der alte White, wie man fast aus der Hastigkeit errathen konnte, mit welcher er fragte, „ob die Postboten dagewesen seien.“

„Ben ist hier gewesen,“ antwortete Warner, „aber schon vor vier Tagen hat er seine Reise nach Mackinaw angetreten.“

„Wißt Ihr, welche Richtung er eingeschlagen hat?“ fragte White mit einer Angst, die sich jeden Augenblick steigerte.

„Ich hoffe, daß der Sturm ihn veranlaßte, sich auf dem Festlande zu halten,“ erwiderte der Farmer mit einem kaum merklichen Wink auf seine Tochter, die von Neuem die Hände zu ringen begann.

White schaute auf das junge Mädchen und verstummte unwillkürlich, als er so viel Sorge, so viel wahren Kummer auf den lieblichen, sonst so lebensfrischen Zügen ausgeprägt sah. Er erblickte in der trauernden Braut einen bittern Vorwurf, und wie Feuer brannten in seiner Seele die Thränen, die langsam über die bleichen Wangen der armen Mary

rollten. — Er selbst hatte ja seinen Sohn durch Härte veranlaßt, das mühevolle Leben eines Postläufers zu wählen, er selbst hatte ihm ja hindernd im Wege gestanden, als er schon vor Jahresfrist seinen eigenen Herd gründen wollte! Durch eigene Schuld war er kinderlos geworden, und durch seine Schuld war das ganze Leben des jungen unschuldvollen Wesens verbittert, welches mit so treuer Anhänglichkeit, mit so liebevoller Ergebenheit dem verlorenen Sohne zugethan war, denn er zweifelte ja nicht mehr daran, daß Ben sich zur Zeit des Eisbruchs auf dem See befunden habe.

Das Mitgefühl für das arme niedergedrückte Mädchen half ihm die Ausbrüche seines Schmerzes zurückhalten, und mit gefaßter Stimme fragte er, ob sich der Indianer in Ben's Gesellschaft befunden habe, und als dieses bejaht wurde, rief er aus: „O! dann ist kein Grund zur Besorgniß vorhanden, und wenn seine Heimkehr auch auf längere Zeit hinausgeschoben ist, so können wir sicher auf ein glückliches Wiedersehen rechnen."

Vergeblich drang Warner aber in ihn, die Nacht in seiner Hütte zuzubringen. „Es duldet mich nicht in Euerm Hause," sagte er, als er vor der Thür dem Farmer die Hand zum Abschied reichte; „wenn mein Sohn sich zur Zeit des Eisbruchs auf dem See befunden hat," fuhr er fort, „was wohl kaum bezweifelt

werden kann, dann sei Gott ihm und mir gnädig; sein Tod wird ewig auf mir lasten; kehrt er aber zurück, so soll dieses seine letzte Reise gewesen sein und Ihr mögt ihn dann ebenfalls aus vollem Herzen Euern Sohn nennen.“ Mit diesen Worten schwang er sich in den Sattel, drückte dem Pferde die Sporen in die Seiten und verschwand im Dunkel des Waldes.

Warner blickte noch lange nach der Richtung hin, in welcher der verzweifelnde Vater davongeeilt war; „zu spät, zu spät!“ wiederholte er traurig vor sich hin, „es ist zu spät, denn am dritten Tage nach seiner Abreise, in den Nachmittagstunden, brach der Sturm ohne vorhergegangene Warnungszeichen los; zu derselben Zeit aber mußten sich die Wanderer zwischen der Green-Bay und der Biberinsel befinden, und Flügel wären nöthig gewesen, um dem sichern Verderben zu entrinnen. Mag Gott meine arme Tochter trösten!“ — — —

Ben und sein indianischer Gefährte erwachten endlich nach langem und tiefem Schlummer; es hatte aufgehört zu schneien, der blaue Himmel blickte zwischen zerrissenem Gewölk hindurch, und wie die Wolken eilig dahintrieben, wechselten auf der Insel glänzender Sonnenschein und tiefe Schatten mit einander ab. Ein schlimmerer Feind als die Kälte machte sich aber jetzt bei den Jägern fühlbar. Seit fast vierundzwanzig Stunden hatten sie keinen Bissen berührt, und

außer einem Streifen gedörrten Fleisches, welchen der Indianer im Gürtel bei sich geführt hatte, besaßen sie Nichts, womit sie ihren Hunger hätten stillen können, denn ihre ganze Ausrüstung lag ja auf dem Boden des Michigan. Sie genossen Etwas von dem dürftigen Vorrath und beeilten sich dann, die Insel noch vor Einbruch der Nacht zu durchforschen, um die Hülfsmittel kennen zu lernen, welche ihnen dieselbe würde bieten können.

Leicht überzeugten sie sich, daß sie am vorhergehenden Tage die Fuchsinsel verfehlt und dafür ein kleines bewaldetes Eiland erreicht hatten, welches ungefähr zehn Meilen weit nördlich von der erstern und vielleicht dreimal so weit südlich von der großen Biberinsel lag. Beide Punkte vermochten sie von ihrer Zufluchtsstätte aus mit den Blicken zu unterscheiden, aber ein sicheres Fahrzeug wäre nöthig gewesen, um zu einem derselben hinüberzugelangen, denn wo sich vor einem Tage erst die ununterbrochene Eisfläche erstreckte, da wogte jetzt die brandende See. Einzelne Eisfelder schimmerten hin und wieder auf der Oberfläche des Wassers; mit verdoppelter Eile trieben sie gegen Osten, um sich den zusammengedrängten Massen der Schollen zuzugesellen, die als weißer Streifen den Horizont begränzten.

„Wir haben uns gerettet, um vielleicht hier eines

langsamern Todes zu sterben," wendete sich Ben zu seinem Gefährten; „wir haben jetzt die ganze Insel abgesucht und nicht einmal die Spur eines Kaninchens gefunden."

„Wer weiß!" antwortete der Schippewä, „die Kaninchen haben seit gestern ihre Schlupfwinkel nicht verlassen, doch werden wir morgen ihre Spuren leicht auf dem frisch gefallenen Schnee entdecken, und schlechte Jäger müßten wir sein, wenn wir dieselben nicht auch zu erbeuten wüßten."

„Sehr wahr," sagte Ben, „doch was nützen zwei hungrigen Männern und zwei noch hungrigeren Hunden ein Dutzend Kaninchen, wenn sie vielleicht drei Wochen davon leben sollen? und selbst im günstigsten Falle können wir nicht darauf rechnen, daß die Kanoes der Potowatomes, vor Ablauf dieser Zeit, sich nach der hohen See hinauswagen und, von unseren Signalen angelockt, ihren Lauf hierher wenden werden."

„Die nächste Sonne wird uns zeigen, wie viel Kaninchen auf dieser Insel leben; sind es deren zwölf, wie Ihr hofft, so ist das hinreichend für zwei Männer, ebenso viele Tage davon zu leben, ohne dabei ihre Kräfte zu verlieren."

„Aber die Hunde, Schippewä?" fragte Ben, „Ihr denkt ja nicht an die Hunde."

„Wohl denke ich an die Hunde," antwortete der

Indianer, „doch diese dürfen den letzten Bissen nicht mit uns theilen.“

„Ihr wollt sie also verhungern lassen oder tödten?“ rief Ben aus; „nein, Schippewä, die armen Thiere haben uns auf so mancher Reise getreulich begleitet, sie haben die Gefahren der letzten Nacht mit uns überstanden, sie haben unsere Glieder gegen das Erstarren geschützt, sie sind von meiner Mary so lange sorgfältig gepflegt worden, und ich sollte in ihren Tod willigen? Nein, Schippewä, niemals! Der Hunger mag mich auf's Aeußerste peinigen, aber den letzten Bissen theile ich mit meinen Hunden!“

„Wer weiß!“ erwiderte der Indianer, eine Lieblingsphrase, die er stets anwendete, wenn er seine Gedanken nicht verrathen wollte; „wer weiß! Ihr bleichen Menschen seid Räthsel; hier wollt Ihr Euer Brod mit den Thieren theilen, um mit ihnen zusammen zu verhungern, dort aber nehmt Ihr das Land des Indianers, ohne zu fragen, wovon er leben will, wenn er keinen Wald mehr zur Jagd besitzt, keinen See zum Fischfang und zuletzt keinen Boden mehr, um etwas Mais und Weizen zu bauen! Ja, ja, Ihr weißen Menschen seid Räthsel.“

„Gume, Ihr thut mir Unrecht,“ sagte Ben, „ich bin auch ein Weißer, doch vermöchte ich die Indianer nicht um ein einziges Haar zu beneiden.“

„Es giebt gute und schlechte weiße Menschen, so wie auch gute und böse Rothhäute,“ entgegnete der Schippewä, „die schlechtesten von allen aber sind diejenigen, die Lehren ertheilen und selbst nicht darnach handeln; sie sind schlechter als der Neger und der Indianer, die von ihnen, blos der Hautfarbe wegen, verachtet und mit Füßen getreten werden. Ja, Ben, ich kenne die Weißen seit langen Jahren, und was ich sage, ist wahr.“

„Ihr habt nicht Unrecht, Gume,“ erwiderte Ben, „aber glaubt nicht, daß allein eine dunkler gefärbte Haut dazu gehört, um von der weißen Race verachtet zu werden; des weißen Mannes größter Feind ist sein eigener Stammesgenosse. Ich bin zwar nicht so alt wie Ihr, Schippewä, doch alt genug, um zu wissen, daß es Unterschiede in der civilisirten Welt giebt, die nicht im Einklange mit den Gesetzen der Natur stehen und die einem Indianer, wie Euch, unbegreiflich scheinen würden.“

Unter solchen Gesprächen waren die beiden Jäger wieder zu ihrer dürftigen Lagerstelle gelangt; die Feuer glimmten noch; sie beeilten sich daher, durch das Herbeischaffen von Brennholz und durch das Errichten einer kleinen Laube von dichten Tannenzweigen ihren Aufenthalt für die Nacht so erträglich wie möglich herzustellen.

Bald darauf war es auf der Insel so still, als ob kein menschlicher Fuß dieselbe betreten habe; das brennende Holz knisterte; in regelmäßigen Pausen wälzten sich die Wogen gegen das von Eis befreite westliche Ufer; hoch oben in den Gipfeln der Tannen aber sang der Wind in seiner eintönigen Weise, und gespenstisch knarrten einzelne Zweige, die beim Wiegen der Stämme langsam an einander gerieben wurden.

Bei Anbruch des Tages begaben sich die beiden Männer auf den Weg, um das auf der Insel vorhandene Wild auszuspüren. In trüber Stimmung schritten sie durch den tiefen Schnee; traurig, mit gesenkten Köpfen, folgten die Hunde nach. Die armen Thiere hatten nur einen geringen Antheil von dem gedörrten Fleisch erhalten, und mechanisch leckten sie hin und wieder von dem Schnee, wie um sich die Zunge zu kühlen. Jede neue Spur eines Kaninchens begrüßten die Jäger daher freudig, doch nur selten wurde ihnen eine solche Freude zu Theil, und nach sorgsamem Umherforschen überzeugten sie sich endlich, daß außer ihnen nur noch sechs der kleinen Hasen und ein Buntspecht die Insel bewohnten.

„Lebensmittel auf höchstens sechs Tage," bemerkte Ben, als sie ihre Reise beendigt hatten.

„Wer weiß," antwortete Gume auf seine gewöhnliche Art, „doch geht nur in's Lager, schürt das Feuer

und schneidet Stäbchen zum Rösten des Fleisches, während ich zurückgehe, um einen der Hasen aufzutreiben und zu tödten."

Ben leistete der Aufforderung des Indianers Folge, worauf jener die Hunde zu sich lockte und in entgegengesetzter Richtung davoneilte.

Eine halbe Stunde verrann, das Feuer flackerte so lustig, als ob es gegolten hätte, einen ganzen Hirsch zu braten, und abwechselnd schürte Ben die glühenden Kohlen und schabte an den langen spitzen Stäbchen. Jetzt fiel ein Schuß; „der Schippewä wird sein Ziel nicht verfehlt haben," sagte Ben vor sich hin, „doch wie weit wird ein Kaninchen reichen...?" Ein zweiter Schuß störte ihn nicht in seinen Betrachtungen, als er aber zum dritten Mal den Knall von des Indianers Büchse vernahm, da schrak er zusammen, denn er ahnte, daß die beiden Hunde geopfert worden seien.

Er hatte sich nicht getäuscht, denn als nach längerem Harren der Indianer zurückkehrte, erblickte er ihn allein; in der einen Hand trug er das Kaninchen, während ein zusammengerolltes Bündel über seiner Schulter an der Büchse hing.

„Hier ist Fleisch, Ben", rief der Schippewä, als er ihm das Thier zuwarf, „es muß auf zwei Tage für Euch genug sein."

„Aber Ihr, Gume, wovon wollt Ihr leben?"

„Kümmert Euch nicht um mich", erwiderte Jener, „ich werde nicht verhungern, verlaßt Euch darauf; wer weiß, ich mag besser leben als Ihr."

Ben, den indianischen Geschmack kennend, errieth leicht den Sinn dieser Worte; er vermied es daher, weitere Fragen zu stellen, deren Beantwortung ihm, trotzdem er seines Gefährten Handlung vollkommen gerechtfertigt fand, schmerzlich berühren mußte. Er wendete daher seine ganze Aufmerksamkeit der Bereitung seines kärglichen Mahles zu. Doch auch der Indianer blieb nicht müssig, er begann damit, lange biegsame Stäbe zu schneiden, und wie man etwa die Haut eines Hirsches zum Trocknen ausspannt, so behandelte er die beiden zottigen Pelze der Hunde und stellte dieselben dann aufrecht vor die Flammen, um sie zum baldigen Gebrauch verwendbar zu machen.

Noch ehe Ben seine Mahlzeit beendigt hatte, legte auch der Schippewä einige Stücken Fleisch, die er aus den blutigen Fellen rollte, auf die Kohlen und verzehrte dieselben dann mit dem größten Appetit.

„Zwei Wochen werden wir hier zubringen können, ohne wirklich Noth zu leiden," sagte er dann, indem er eine steinerne Pfeife mit wohlriechendem indianischen Tabak füllte; „zwei Wochen ist eine lange Zeit, und wenn der Frost den See nicht wieder mit Eis

belegt, so können wir vor Ablauf dieser Zeit schon immer nach den Kanoes der Potowatomes ausschauen. Aber Feuer müssen wir unterhalten bei Tag und Nacht; bei Nacht große Flammen, bei Tag schwarzen Rauch, damit es den scharfen Augen der Potowatomes erleichtert wird, unsern Aufenthaltsort zu entdecken."

Ben reichte dem Schippewä die Hand. „Ihr seid ein großer Jäger, Gume," sagte er dann; „wenn wir aus dieser traurigen Lage gerettet werden, so ist es nur Euer Verdienst; ich gestehe es, ich hätte nie vollbringen können, was Ihr heute gethan habt."

„Wer weiß," erwiderte Gume mit kaum bemerkbarem Lächeln, „was ich heute mit Ueberlegung ausführte, würdet Ihr nach Tagen, wenn es zu spät gewesen wäre, ebenfalls unternommen haben. Jetzt aber besitzen wir Alles, was wir am nothwendigsten gebrauchen; es fehlt uns weder an Wasser noch an Holz, der Fleischvorrath kann sehr gereckt werden, und die beiden Pelze bieten, wenn sie trocken sind, eine nothdürftige Decke für die Nacht."

Träge schlich nunmehr den beiden Einsiedlern die Zeit dahin; Tag auf Tag verrann; der Thauwind wehte anhaltend aus Südwesten, nahm den Schnee mit sich fort und erhielt den See offen, aber vergeblich schauten sie nach allen Seiten über die weite

Wasserfläche; kein Fahrzeug tauchte am fernen Horizont auf.

Mit Besorgniß beobachteten sie die Abnahme ihrer kärglichen Lebensmittel, mit größerer Besorgniß aber das Schwinden ihrer Kräfte, welche der Noth, der Kälte und der Nässe kaum länger zu widerstehen vermochten. Ihre meiste Zeit verbrachten sie auf dem westlichen Ufer des Sees; dort saßen sie oft stundenlang stumm nebeneinander; der Indianer schaute lüstern zu den zahllosen Vögeln empor, die in langen Reihen aus dem Süden zurückkehrten; Ben dagegen wanderte in Gedanken nach der lieben bekannten Blockhütte, wo die trauernde Mary seiner als eines Dahingeschiedenen gedachte; er vergegenwärtigte sich ihr sanftes Walten im Hause, ihr frohes Lachen, ihr freundliches Entgegenkommen, jeden einzelnen Blick und jedes Wort; aber auch ihren Kummer malte er sich aus, und unbewußt rollte eine Thräne nach der andern über die gebräunte Wange.

IV.

Als Eichenlaub, des Indianers Gattin, Warner's Farm verließ, lenkte sie ihre Schritte zunächst landeinwärts, dem nördlichen Ende des Winebago-See zu, wo am Fuchsflusse, der den Winebago mit der Green-Bay und demnächst mit dem Michigan verbindet, einige ihr befreundete Potowatome-Familien ihre Winterhütten aufgeschlagen hatten. Ohne einen gewissen Plan gefaßt zu haben, suchte das geängstigte Weib sich vor allen Dingen mit einigen seiner Stammesgenossen zu vereinigen und, gemeinschaftlich mit diesen, die weiteren Forschungen zu berathen und zu unternehmen. Rastlos eilte sie daher durch Sturm und Schnee dahin, und als das Unwetter gegen Abend sich legte und die Sterne zwischen den entlaubten Zweigen hindurch ihr auf dem unwegsamen Pfade leuchteten, hatte ihr Schritt noch Nichts von seiner Hast verloren, und wenn nicht zeitweise ein melancholischer Klagegesang laut geworden wäre, so hätte man die Indianerin für einen Schatten halten können, der geräuschlos über der Schneedecke dahinschwebte.

Sie erreichte endlich das Potowatome-Dorf, doch traf sie daselbst Niemanden, der es versuchte, ihren letzten Hoffnungsfunken anzufachen; man trauerte, man klagte mit ihr, aber die Klagen waren die um

einen Todten und vergrößerten nur ihre Sorgen, und glücklich schätzte sie sich, als sich zwei junge Männer anboten, sie auf dem Landwege nach der Insel Mackinaw zu begleiten, um den Commandanten der Garnison von dem wahrscheinlichen Untergang des Postläufers in Kenntniß zu setzen.

In Gesellschaft der beiden Potowatomes setzte Eichenlaub also ihre mühselige Reise fort; ein kleiner Handschlitten trug die Lebensmittel, so wie die wenigen Ausrüstungsgegenstände, und abwechselnd zogen die drei Wanderer die leichte Fracht. Ihr Weg führte am nördlichen Rande der Bay hinauf, und in weitem Bogen folgten sie dann dem Ufer des Michigan gegen Nordosten, der Straße zu, in welcher die Inseln Bois blanc und Mackinaw den Michigan gleichsam von dem Huron-See trennen. Der tiefe Schnee und der Eintritt des mildern Wetters machten die Reise sehr beschwerlich, und trotz ihrer genauen Kenntniß des Landes befanden sie sich erst am achten Tage ihrem Ziele gegenüber. Das Eis war in dem geschützten Winkel noch nicht gebrochen und sie gelangten daher leicht auf die Insel, wo sie sich zuerst zum Commandanten begaben.

Des Offiziers ängstliche Frage nach den Postsachen überzeugte die arme Eichenlaub, daß die beiden Jäger nicht eingetroffen seien; doch wie sie damals,

als die Männer noch gesund und wohlbehalten vor ihr standen, in Folge des Traumes nicht an ihrem Verderben zweifelte, so behauptete sie jetzt, wo Alle von deren Untergang überzeugt waren, daß die Vermißten sich nach der Biberinsel hinübergerettet hätten.

Man machte sie freilich darauf aufmerksam, daß auf der Biberinsel Holzschläger lebten, und die Jäger dort wohl Mittel gefunden haben würden, von Insel zu Insel endlich an ihren Bestimmungsort zu gelangen. Doch Eichenlaub blieb unerschütterlich und erklärte, daß sie nicht eher an den Tod ihres Gatten glaube, als bis sie selbst jede einzelne Insel besucht und durchforscht habe, und daß sie, wenn ihr keine Hülfe würde, in einem Rindenkanoe die Reise zu unternehmen gedenke.

Der menschenfreundliche Commandant, obgleich von der Fruchtlosigkeit eines solchen Versuchs überzeugt, war gerührt, als er die junge Frau so bereit zu jedem Opfer sah, und wurde es dieser daher nicht schwer, denselben ganz für ihre Pläne zu gewinnen.

In Folge dessen wurde am Morgen nach Eichenlaub's Ankunft ein leichtes Segelboot in's offene Wasser geschoben. Drei Seeleute nahmen zusammen mit der Indianerin und den Potowatomes Platz in demselben, und dahin lavirte das Fahrzeug dem Südwestwinde entgegen. Die erste Nacht verbrachten die Rei-

senden auf der Garteninsel, und beständig gegen ungünstigen Wind ankämpfend, gelangten sie erst am folgenden Tage spät bis zur Biberinsel. Noch an demselben Abend begaben sie sich zu den Holzschlägern, welche nahe an dem östlichen Strande lebten; doch diese wußten ebenso wenig über die Postsachen als über die Läufer Auskunft zu geben; dagegen erzählten sie, daß sie seit zwei Wochen über der weit gegen Süden gelegenen Insel starken Rauch wahrgenommen hätten, der aber wohl nur von einigen dort hausenden Rothhäuten herrühren könne.

Eichenlaub hörte die Leute ruhig zu Ende. „Wenn Ihr die Rothhäute besser gekannt hättet", grollte sie dann, „so würdet Ihr gewußt haben, daß kein Indianer eine Insel zum Winteraufenthalt wählt; Ihr würdet weiße Menschen daselbst vermuthet haben und ihnen mit Euern Kanoes zu Hülfe geeilt sein. Die Rothhäute waren aber der Mühe nicht werth; doch geduldet Euch nur, die letzte Rothhaut wird bald genug verschwunden sein." Nach diesen Worten hüllte sie sich in ihre Decke, kauerte sich vor dem Kaminfeuer nieder und verharrte in dieser Stellung regungslos bis zum Anbruch des Tages.

Als der Schooner nach kurzer Fahrt um die Südspitze der Biberinsel herumbog, richteten sich alle Blicke nach dem bezeichneten Punkte, wo ein schmaler, nebe-

lichter Streifen auf der Oberfläche des Wassers zu schwimmen schien. Eine kaum erkennbare leichte Rauchwolke hing über demselben, und hart an den Wind brachten die Bootsleute das Fahrzeug, um kreuzend noch vor Einbruch der Nacht die fragliche Insel zu erreichen.

Die Indianerin sprach kein Wort, und nur wenn das Schiff umgelegt wurde, wendete sie sich, um den Rauch nicht aus den Augen zu verlieren.

Allmälig trat die Waldung deutlicher hervor, die hohen Tannen lösten sich von einander, die Uferbänke tauchten auf und mit einem Jubelruf begrüßte die sonst so schweigsame Eichenlaub eine zweite Rauchsäule, welche, augenscheinlich als Signal, dicht am Strande emporgesendet wurde. Doch Stunden verrannen noch, bis das Boot sich bei dem widrigen Winde so weit näherte, daß sie die beiden Männer zu unterscheiden vermochte und ihren Gefährten verkündigte, daß wirklich die Vermißten ihrer dort harrten.

Von diesem Augenblick an veränderte sich plötzlich das ganze Benehmen der Indianerin; sie war von ihren Sorgen befreit und in Folge dessen verschwand das männliche Ungestüm, mit welchem sie stets zur Eile getrieben hatte; dafür aber trat die ihrer Race und ihrem Geschlecht eigenthümliche Ruhe und Ergebung hervor, und sie erwartete ohne sichtbare

Gemüthsbewegung den Augenblick, in welchem sie die Todtgeglaubten wieder begrüßen sollte.

Zwei hagere, krankhaft aussehende Gestalten winkten den Ankömmlingen entgegen, als der Kiel des Schooners auf dem Sande knirschte. Die Gestalten erschienen hinfällig, aber aus ihren Augen leuchtete eine Freude, welche nur Der empfinden kann, der, am Rande des Grabes stehend, plötzlich das Leben mit all' seinen süßen Hoffnungen sich wieder öffnen sieht.

„Ihr kommt zur rechten Zeit," rief Ben aus, „nur wenig Tage später und Ihr hättet unsere Leichen gefunden; denn nicht einmal ein Beil ist uns geblieben, mit welchem wir Bäume zu einem Floß hätten fällen können, um einen Versuch zu unserer Rettung zu wagen!"

„Wenn's nur zur rechten Zeit ist," erwiderten lustig die Bootsleute, als sie Decken und Lebensmittel an's Ufer schafften, „zurück nach Mackinaw wollen wir bei diesem Winde schnell genug kommen, und wenn Ihr dann wieder fröhlich daheim bei den Eurigen sitzt, dann mögt Ihr an die muthige Eichenlaub denken, denn sie allein war die Veranlassung, daß der Schooner ausgesendet wurde, um auf den Inseln nach Euch zu forschen."

„Brave Eichenlaub!" sagte Ben, indem er der Indianerin herzlich die Hand drückte, „ich danke Gume

nicht weniger als Dir; doch sage, wie hast Du Warner's verlassen?"

„Viele Nächte sind verflossen, seit ich die Farm verließ," antwortete Eichenlaub, „doch ich weiß es, man weint dort um Euch, und Ihr müßt eilen, um die Thränen zu trocknen."

„Ja, eilen werde ich," sagte Ben mit einem Anflug von Traurigkeit, „aber unser nächstes Ziel ist Mackinaw, und ein langer Weg liegt zwischen dem Fort und der Farm."

„Auf der Biberinsel befinden sich Rindenkanoes," versetzte Eichenlaub schnell, „ich werde mit den Potowatomes in einem derselben hinüberrudern und dem bleichen weinenden Mädchen Nachricht von Euch bringen; und dann," fügte sie mit einem Seitenblick auf ihren Gatten hinzu, „muß ich auch nach meinem Knaben sehen."

„Eichenlaub hat Recht," fiel Gume ein, „die Landreise ist zu lang für sie, Stürme sind nicht zu befürchten, und in einem Tage und einer halben Nacht kann sie die Green-Bay erreichen; die Potowatomes sind gute Ruderer."

Nahrhafte Speisen und nächtliche Ruhe unter warmen Decken verfehlten nicht ihren wohlthätigen Einfluß auf den Zustand der beiden Abenteurer, und fröhlichen Herzens begaben sie sich am folgenden Mor-

gen in den Schooner, der dann vor dem günstigen Winde die klaren blauen Fluthen des Michigan durchschnitt. Auf der Biberinsel verließ Eichenlaub mit den Potowatomes die Gesellschaft, um sich, wie verabredet, in einem Kanoe der Holzfäller gegen Südwesten zu wenden. Der Schooner aber hielt nicht eher in seinem Laufe inne, als bis die Eismassen vor Makkinaw ihn zur Vorsicht zwangen. — —

Sechzehn Tage waren seit dem Bruch des Eises verstrichen und seit fast ebenso langer Zeit wurde die Indianerin von Warner's Familie zurückerwartet. Man versuchte es, Hoffnungen an die lange Abwesenheit der jungen Frau zu knüpfen, doch scheute man sich auch wieder vor ihrem Erscheinen, mit welchem man der Bestätigung der schwärzesten Befürchtungen entgegensah. Es waren kummervolle Tage, und wenn Warner auf seine Tochter schaute, die wie eine geknickte Blume dahinwelkte, dann war es ihm, als ob dieselbe sich nie von dem schweren Schlage würde erholen können, und der Schmerz um den Liebling des Hauses übertäubte fast die Trauer über den Verlust des Freundes, an welchem Alle mit so treuer, ungeheuchelter Zuneigung hingen.

Das nächtliche Kaminfeuer beleuchtete daher einen trüben Familienkreis; nur die Großmutter unterbrach hin und wieder das Schweigen, um durch fromme

Worte die Ihrigen aufzurichten und das Vertrauen auf die Zeit, als die beste Trösterin, bei ihnen zu erwecken.

Alle lauschten ehrerbietig und Niemand vernahm daher, daß die Thür sich leise öffnete. Erst als Eichenlaub, in ihrer sanften Weise grüßend, die Arme nach ihrem Knaben ausstreckte, schraken Alle empor. Angstvoll richteten sich die Blicke nach den Lippen der jungen Frau, von welchen man die letzte Entscheidung erwartete, aber Mary schaute ihr in die Augen und durch die Augen in's Herz; kein Wort wurde gewechselt, die frohe Kunde aber verstanden, und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Entzückens schloß das glückliche Mädchen die Indianerin in ihre Arme.

Thränen sind Kinder des Schmerzes; die Thränen aber, welche an jenem Abend geweint wurden, und sogar die Augen des rauhen Farmers umflorten, kamen aus Herzen, die von höchster Wonne und innigster Dankbarkeit überströmten.

Als dann Ben nach einigen Tagen mit seinem treuen Gefährten wohlbehalten eintraf, und die letzten Spuren eines tödtlichen Grames von den lieblichen Zügen seiner jungen Braut verscheuchte, als ihm Mary von seines Vaters Kummer und von ihrer bevorstehenden Vereinigung erzählte, der alte White aber herbeieilte und Beide seine Kinder nannte und im Uebermaß seiner Freude, Alle, von der Greisin

bis herab zu dem indianischen Kinde umarmte, da wiederholte sich Jeder die frommen Worte der alten Frau, die ihnen durch das eigene Beispiel gelehrt hatte: sich auch im Unglück demuthsvoll vor einem mächtigen, Alles umfassenden Willen zu beugen. —

Jahre sind nun schon seit jener Zeit verflossen. Am Ufer des Winebago-See, umgeben von wohlbestellten Feldern und Gärten und beschattet von hundertjährigen Eichen und Wallnußbäumen, liegt des alten White's Farm. Der alte White hat sich längst zur Ruhe gesetzt und sein Eigenthum dem frühern Postläufer und dessen schöner Frau übergeben, unter deren fleißigen Händen Alles doppelt zu gedeihen scheint. Er sieht sich gleichsam verjüngt in jedem neuen Enkel, der ihm zugeführt wird, und schwer würde es sein; zu entscheiden, an wem sein Herz mit größerer Liebe hängt, ob nun an Ben, oder Mary, oder jedem der kleinen kräftigen Nachkömmlinge.

Auch Warner hat sich allmälig in einen gewissen Wohlstand hineingearbeitet, und seine Söhne sind ein paar tüchtige Arbeitsgenossen für ihn geworden. Die alte Großmutter weilt nicht mehr unter den Lebenden, doch hatte sie, gerade so wie sie es wünschte, lange genug gelebt, um noch zwei von Mary's Kindern auf ihren Knieen zu wiegen.

Gume, Eichenlaub und deren Knabe wohnen ab-

wechselnd am Winebago- und am Michigan-See und theilen ihre Zeit und ihre Aufmerksamkeit gleichmäßig zwischen beiden Familien. Auf beiden Farmen besitzen sie eine Heimath und auf beiden werden sie als mit zum Hausstande gehörig betrachtet.

Das Canalboot.

Das Canalboot Nordamerikas verdient als Mittel zum Transport von Reisenden und Gütern gewiß nicht weniger Interesse, als Dampfboot und Locomotive, und die für dasselbe erbauten Canäle helfen das ungeheure Netz vervollständigen, welches durch Seen, Flüsse und Eisenbahnen auf dem colonisirten und civilisirten Theil des großen Continents gebildet wird.

Mit Recht nennt man die Vereinigten Staaten, was das Reisen anbetrifft, das Land des Comforts; denn Gasthöfe können nie Anspruch auf Ruf und in Folge dessen auf zahlreichen Besuch machen, wenn nicht ausgesuchte Bequemlichkeiten den Gast in denselben erwarten; Dampfboote dürfen nicht auf fashio-

nable Passagiere rechnen, wenn sie von anderen, hinsichtlich der den Reisenden gebotenen Annehmlichkeiten übertroffen werden, und sogar auf den Eisenbahnen scheut man größere Umwege nicht, wenn man sich dafür des Vortheils eines mit Büffet, Eiswasser und nicht selten mit Betten ausgerüsteten Wagens erfreut.

Weniger bequem als Hotel und Dampfboot, weniger schnell als die Locomotive, aber nicht weniger originell und in seiner Art comfortable ist das Canalboot. Man unterscheidet zwei Arten desselben, nämlich das Passagierboot und das Frachtboot, welchem letzteren man, seiner weiten Landreisen wegen, eine Amphibiennatur zuschreiben möchte. In Größe und äußerer Form sind beide einander sehr ähnlich, nur daß ersteres sich durch das zum Aufenthalt von Reisenden eingerichtete Verdeck, so wie durch die kleinen Fenster auszeichnet, welche in schmalen, aber regelmäßigen Zwischenräumen die Seitenwände zieren. Außerdem wird dasselbe auch, statt wie das Güterboot von zwei, von drei Pferden gezogen, und diese eilen, statt im gewöhnlichen schweren Schritt, in leichtem Trabe mit ihrer Last von Station zu Station.

Wenn man nun z. B. nach langer Fahrt auf der Eisenbahn von New-York aus die großen Süßwasserseen erreicht hat, so ist es ein Genuß, sich auf einen

der prächtig ausgestatteten Dampfer zu begeben, und auf diesem in weitem Bogen den Erie-, den St. Clair-, den Huron- und den Michigan-See, jeden einzeln der Länge nach zu durchfahren. Steigt man dann nach fünf- oder sechstägiger Reise in Chicago an's Land, und das Ziel liegt noch weiter südlich, so geht man hinunter zum Canal, wo Boote bereit sind, den Reisenden auf einer schmalen, aber sehr regelmäßigen Wasserstraße durch Wälder und Prairien, durch Städte und Dörfer an den Illinois-Fluß zu bringen, wo wieder mächtige Dampfer harren, um die Weiterbeförderung nach dem Mississippi und, je nachdem man es wünscht, bis an den Golf von Mexico zu übernehmen.

Nachdem man den stolzen Seedampfer verlassen, fühlt man sich freilich beengt auf dem schlanken mastlosen Fahrzeuge, dessen Länge nicht funfzig und dessen Breite nicht zwölf Fuß übersteigt, doch gleicht sich dieser Unterschied sehr bald wieder aus, wenn man die entsprechende Breite des Canals in's Auge faßt, und vom Verdeck oder von den niedriger gelegenen Kajütenfenstern aus die Ufer zu beiden Seiten beobachtet, wo man jeden bunten Kiesel, jede schillernde Blume, ja jeden prächtigen Falter genau zu unterscheiden vermag, der, träge an den Blüthenkelchen hängend, dieselben ihres süßen Inhaltes beraubt.

Fast der ganze innere Raum des Bootes ist natürlich zur Kajüte eingerichtet, und nur im Hintertheil befindet sich ein Verschlag zum Aufbewahren der Matratzen, so wie im Vordertheil die kleine Küche, in welcher gewöhnlich einige Neger mit der Zubereitung von massenhaften und wohlschmeckenden Speisen beschäftigt sind, eine überaus wichtige Arbeit, von welcher vorzugsweise der Ruf eines solchen schwimmenden Speisehauses abhängig ist. Die sieben Fuß hohe Kajüte bietet, weil leicht bewegliche Tische und Stühle nicht zu viel Platz einnehmen, einen nothdürftigen Aufenthaltsort für ungefähr dreißig Personen, und da durch das Oeffnen der gegenüberliegenden Fenster eine beständige Zugluft erhalten wird, so entsteht nie eine ungesunde Atmosphäre, und selbst im hohen Sommer wird auf diese Weise in dem verhältnißmäßig beschränkten Raume eine ganz erträgliche Temperatur hergestellt. Wenn irgend das Wetter es gestattet, begeben sich übrigens die meisten Passagiere auf das Verdeck, wo Bänke, Stühle und Gepäck hinlänglich Sitze, und wenn erforderlich, ein leinener Baldachin Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne gewähren.

Außer den beiden sich gegenseitig ablösenden Steuerleuten, welche mittelst eines leichten Ruders das Fahrzeug in der Richtung halten, und etwa fünf

Negern gehören noch ein Capitain und ein Secretair zu der Bemannung. Berücksichtigt man nun, welche Summen nothwendig sind, den Anforderungen und Bedürfnissen eines solchen Personals zu genügen, ohne dabei der Erhaltung des Canals und der Zugthiere zu gedenken, so läßt es sich leicht ermessen, welche bedeutende Geschäfte mit diesen unscheinbaren Booten gemacht werden. Wie schon oben bemerkt, wird das Passagierboot von drei Pferden gezogen. Auf dem ebenen, dicht am Canal hinführenden Wege eilen dieselben in schnellem Trabe den Stationen zu, wo die Ablösung ihrer harrt. So reist man auf diese Weise sehr schnell und außerdem sehr gemächlich. Es sind keine Wogen da, welche die Seekrankheit erzeugen, keine verborgenen Baumstämme, welche das Fahrzeug mit einem Leck bedrohen, kein erschütterndes Arbeiten der Maschinen oder betäubendes Rasseln auf eisernen Schienen. Leise, ohne anzustoßen oder zu schwanken, gleitet das Canalboot auf seiner spiegelglatten Bahn dahin, und nur zeitweise vernimmt man den unmelodischen, langgedehnten Ton aus der kurzen Trompete des Capitains, wenn er seine Ankunft auf den Stationen anmeldet, oder zum Schließen und Oeffnen der Schleusen auffordert, in welchen das Fahrzeug bald hoch hinaufgehoben, bald tief hinabgelassen wird.

Die Zeit wird. von den Passagieren auf verschiedene Weise hingebracht, größtentheils aber mit Lesen, Schlafen und Essen; denn der Amerikaner neigt zu wenig zum geselligen Verkehr hin, als daß er der bloßen Unterhaltung wegen, mit fremden Menschen auf einige Stunden oder Tage Bekanntschaft schließen möchte, und nur eine geringe Zahl wendet ihre ungetheilte Aufmerksamkeit der stets wechselnden Naturumgebung zu.

In einschläfernder Ruhe verstreicht daher die Zeit; plötzlich tritt ein Neger in die Kajüte und fordert die anwesenden Passagiere sehr höflich auf, sich auf's Verdeck zu verfügen, und Raum zum Aufstellen der Tische und zum Anrichten der Speisen zu gewähren. Schweigend leistet Jeder Folge, sucht indessen dort oben keine Ruhe, sondern einen günstigen Punkt, von wo aus er, auf das gegebene Zeichen, am schnellsten wieder hinabgelangen kann, um sich einen guten Platz am obern Ende der Tafel zu sichern. Endlich ertönt die Glocke; Alles stürzt hinab; einiges Schieben und Drängen folgt; man vernimmt Klappern von Tellern, Messern und Gabeln, und funfzehn Minuten später sitzen alle Passagiere wieder oben, um lesend, Nüsse knackend, kauend oder auch, was weniger ansprechend, die Zähne reinigend das Ausräumen der Kajüte abzuwarten. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich gegen

Abend, nur daß dann, nach Entfernung der Tische, die Neger zum Aufschlagen der Betten schreiten, welche an den Wänden, zu dreien übereinander, angebracht werden, so daß sie an sinnig zusammengeketteten eisernen Stangen theils von der Decke niederhängen, theils sich auf den Boden stützen, und nur einen schmalen Gang in der Mitte offen lassen. Wiederum erfolgt ein allgemeines Wettrennen, denn Jeder trachtet eins der oberen Betten zu erlangen, und weicht oft nur der Gewalt, um sich mit einem der unteren zufrieden zu geben. In dem durch eine bewegliche Wand für die Damen abgeschiedenen Theile geht es dagegen stille zu, indem der Amerikaner bei seiner lobenswerthen Hochachtung vor dem schönen Geschlecht, wo nur immer thunlich, demselben mit Freuden die größeren Bequemlichkeiten gönnt.

Das allgemeine Entkleiden dauert nur wenig Minuten; Uhren und Geldbörsen wandern unter die Kopfkissen, und bald darauf verschwindet Jeder hinter dem Mosquitonetz, welches sein Bett zum Schutz gegen die bösen nächtlichen Feinde umgiebt.

Die unerbittlichen Neger beginnen ihr Werk des Weckens schon in aller Frühe. Aus den Betten geht es zu einem Aufwärter, um die während der Nacht aus dem geheimsten Winkelchen des Lagers entwende-

ten und frisch geschwärzten Stiefeln gegen ein gutes Trinkgeld einzulösen; von dort führt der Weg an die gemeinschaftlichen Waschbecken und Handtücher; demnächst hinauf auf's Verdeck und wieder hinab an den Frühstückstisch, und alles dieses geschieht in so schweigender Weise, daß man oft sein Ziel erreicht, ohne auch nur den Namen eines einzigen Mitreisenden, und von Manchem kaum den Ton seiner Stimme vernommen zu haben.

Die Güterboote nun, oder vielmehr ein großer Theil derselben, sind indessen nicht an ein und denselben Canal gebunden, sondern unternehmen, um der zeitraubenden Arbeit des Umladens überhoben zu sein, oft weite Reisen auf den Eisenbahnen, um auf andere Canäle und kleinere schiffbare Flüsse zu gelangen. Zu diesem Zweck sind sie so gebaut, daß der Stern, der Rumpf und das Vordertheil durch drei besondere Kasten gebildet werden. Mittelst starker eiserner Haken und Krampen sind diese drei Theile so genau und fest mit einander verbunden, daß nur kaum wahrnehmbare Fugen die Stellen bemerklich machen, wo die das Fahrzeug vervollständigenden Kasten von einander getrennt werden können.

In diesem Zustande legt das mit Gütern schwer befrachtete Boot seine Reise auf dem Canal bis dahin

zurück, wo seine Ladung eine andere Richtung auf der Eisenbahn einzuschlagen bestimmt ist. Dergleichen Stationen befinden sich gewöhnlich, wo ein Höhenunterschied des Wasserspiegels Schleusen nothwendig gemacht hat. Eine abgesonderte Schleuse ist zur Verladung der Frachtboote bestimmt, und von der nahen Eisenbahn führen Schienen bis in das Becken hinein. Soll nun ein Fahrzeug auf die Eisenbahn geschafft werden, so schiebt man drei zur Aufnahme bestimmte Wagen in die trocken gelegte Schleuse, schließt die Ausgangspforten, und demnächst wird das Wasser zugelassen. Mit Leichtigkeit fährt das betreffende Boot sodann in das angefüllte Becken, die Eingangspforten schließen sich, das Wasser wird abgelassen, die das Boot bildenden Kasten werden von einander getrennt und senken sich, von kundigen Händen in bestimmter Richtung und Lage gehalten, jeder auf den ihm zugedachten Wagen. Eine bereit stehende Locomotive schleppt dann die ganze Last nach der Eisenbahn hinauf, und ehe noch die von Wasser gesättigten Planken wieder ganz ausgetrocknet sind, befindet sich das Fahrzeug vielleicht hundert englische Meilen weiter, um daselbst ausgeladen zu werden, oder um auf einem andern Canal eine neue Reise zu unternehmen. So hat man oft Gelegenheit, eine ganze Reihe dieser eigenthümlichen Boote zu beobachten, die,

auf starken Rädern ruhend, der dampfenden Locomotive mit Windeseile folgen.

Für mich hatten die Fahrten auf dem Canalboot noch ihre besonderen Reize, denn es hinderte mich Nichts, hier eine schöne Baumgruppe, dort einen malerischen Felsen zu skizziren, und während des Haltens, beim Wechseln der Pferde, oder beim Einnehmen solcher Passagiere, die nur eine kurze Strecke mitzufahren wünschten, irgend eine seltene Blume oder einen schillernden Falter zu erbeuten. Uebte die Hitze während des Tages auch wirklich einen störenden Einfluß, so bot der Abend dafür in doppeltem Grade seine Genüsse, und lange noch, wenn außer dem Steuermann Alles an Bord schlief, saß ich oben auf einer Bank und erfreute mich der zauberischen Ruhe, welche auf den dunkeln Landschaften lagerte. Bald im tiefen Schatten mächtiger Urwälder, bald durch mondbeleuchtete Prairien glitt das Fahrzeug leise dahin; wie umherschreitende riesenhafte Ungeheuer nahmen sich die in den Wiesen zerstreut stehenden Bäume aus, wenn sie in der Ferne sich scheinbar an einander vorbeischoben; den dichten Forst dagegen belebten zahllose kleine Leuchtkäfer, die in schnellem Fluge tausendfache bläuliche Feuerlinien zwischen den schwarzen Laubmassen zeichneten. Das Wasser plätscherte vor dem Bug, gedämpft erklang

der Hufschlag der trabenden Pferde, melancholisch ertönte der Ruf des Ziegenmelkers; aber aus der Ferne vernahm ich, je nachdem es durch Wildnisse oder an Ansiedelungen vorbeiging, das Bellen wachsamer Hofhunde oder das Geheul einsam jagender Wölfe.

Scenen aus dem Volksleben.

„Komm, laß uns den Kampf der Jenny Lind mit dem General Kossuth ansehen; das Wetter ist herrlich, eine kühlende Seebrise weht vom Golf herauf, und die Fahrt auf dem Mississippi ist allein schon einen halben Dollar werth.“ So rief mein Freund, als er eines Sonntags Nachmittags zu mir in mein Logirzimmer im Tschapitoula-Hotel trat, den breitrandigen Panama-Hut in die eine Ecke, den leichten Rock in die andere Ecke und sich selbst auf das bequeme, rohrgeflochtene Sopha warf.

„Also findet der Kampf heute bestimmt statt?“ fragte ich.

„Natürlich,“ antwortete mein Freund, ein beweglicher junger Creole, „und zahllose Menschen strömen

schon nach den Fährbooten, um sich zur rechten Zeit einen Platz in dem Circus zu sichern, der dieses Mal auf dem jenseitigen Ufer errichtet ist. Auch hohe Wetten sind schon eingegangen worden."

„Auf wessen Seite wird am höchsten geboten?" fragte ich weiter.

„Bis jetzt ist kaum ein Unterschied zu bemerken," fuhr der Creole eifrig fort; „man traut freilich dem Kossuth mehr Kraft zu, doch soll Jenny Lind um so größere Gewandtheit besitzen. Ich selbst möchte auf Letztere wetten, schon deshalb, weil sie vor drei Wochen erst den Präsidenten Fillmore im redlichen Zweikampfe besiegte und ihn mit ihren scharfen Zähnen und den langen Krallen so zurichtete, daß derselbe heute noch als Patient betrachtet werden muß."

„Ich denke, Fillmore hat der Lind einen so furchtbaren Rippenstoß versetzt, daß sie lahm geworden ist?"

„Es war nur ein Streifstoß, der ihr kaum die Haut ritzte, und die Jenny ist jetzt wieder so rüstig wie jemals; genug, ich wette auf sie, so hoch Du nur willst."

„Und ich wette unbesehens auf Kossuth," gab ich zur Antwort, „vorausgesetzt, daß er nicht mit stumpfen Waffen kämpft."

„Angenommen! Doch was gilt die Wette?"

„Drei Flaschen von dem Bewußten."

„Hier ist meine Hand! aber nun vorwärts.“

Fünf Minuten später saßen wir auf dem Verdeck eines vollgepfropften Omnibus und rollten lustig die Tschapitoula-Straße entlang, bis dahin, wo eine Querstraße nach dem Mississippi hinunterführte. Nicht ohne Gefahr für unsere Glieder kletterten wir dann von dem erhöhten Sitz, schlossen uns dem Menschenstrom an, der sich der Fähre zubewegte, und befanden uns bald darauf im Gedränge vor dem Schlagbaum eines Dampfbootes, wo Mann für Mann, gegen Entrichtung von zehn Cent, zur Fahrt über den „Vater der Flüsse“ zugelassen wurde.

Die Fähr-Dampfer, deren Eigner mit an der Spekulation des Kampfspiels betheiligt waren, hatten zu dieser Gelegenheit ein festliches Kleid angezogen: zahlreiche Flaggen zierten Tauwerk und Schornstein; riesenhafte Anschlagezettel, die eben so bunt waren, wie die dortige Bevölkerung, bedeckten jede Wand, auf welcher sich ein ebener Flächenraum von nur zwölf Quadratfuß befand; aber hoch oben, an der äußersten Spitze des Mastes, da flatterten die lustigen Sterne und Streifen der Vereinigten Staaten, die jedem echten Amerikaner voranleuchten müssen, sei es nun zur Schlacht und zum Sieg, oder zu harmlosem Spiel und Faschingscherz. — Nach vielem Drängen und Stoßen gelangten wir endlich mitten

auf's Boot, welches sich inzwischen wieder in Bewegung gesetzt hatte, und zwar gerade vor ein Zwillingspaar der gigantischen Papierfelder, die, das eine feuerroth, das andere himmelblau, die Bildnisse der Kämpfer, deren Namen und die Beschreibung ihrer hervorragendsten Tugenden und Eigenschaften zur Schau trugen.

Auf dem rothen Grunde prangte ein prächtiger Stier, und unter demselben las man: „General Kossuth!!! Einer der wildesten Stiere der Atacapas, der bei seiner Gefangennehmung einen Menschen und vier Pferde tödtete, sechs Menschen und fünf Pferde verwundete, wird dem Riesen-Bären Jenny Lind im tödtlichen Kampfe begegnen; seine Hörner sind zu diesem Zwecke spitz gefeilt worden."

„Also mit scharfen Waffen," sagte mein Freund, indem er mich anstieß.

„Ja, mit scharfen Waffen," gab ich zur Antwort, „und die Wette gilt."

Der himmelblaue Zettel zeigte einen aufrecht stehenden Bären, der sich ein Pferd über die Schulter geschwungen hatte. Unter diesem stand: „Jenny Lind, der schreckliche kalifornische Gebirgsbär, zwölfhundert Pfund schwer, der lange eine Geißel der Goldgräber am obern Sacramento-Flusse gewesen ist, und zu dessen Habhaftwerdung eine ganze Compagnie der

gewandtesten Arrieros aufgeboten werden mußte, ist bereit, sich mit dem wüthendsten Stier der Atacapas im Kampf auf Tod und Leben zu messen."

„Eine naive Art, die Namen bekannter Persönlichkeiten zu feiern!" bemerkte ich zu meinem Freunde.

„Aber ganz den Verhältnissen, so wie auch den Eigenthümlichkeiten der Nation entsprechend," erhielt ich zur Antwort; „glaube mir, es würde Mancher nicht über den Mississippi fahren, um dort seinen halben Dollar los zu werden, wenn die Kämpfer, anstatt die hier so populären Namen zu tragen, ganz einfach Sokrates und Penelope hießen. Der Name thut sehr viel hier, und die wirklichen Eigner von Namen, welche auf diese Weise ihren Weg unter's Volk, ja unter die Thiere finden, haben gewiß keinen Grund, sich darüber zu beklagen, daß man ihrer nicht freundlich gedenke. Ich bin überzeugt, man würde sogar einen räudigen Hund nicht mit dem Namen eines Mannes zu belegen wagen, der durch ein Bündniß mit fremden Nationen zum Verräther an seinem Vaterlande zu werden trachtete; denn nicht nur der unglückliche Hund würde sehr bald todtgeschlagen werden, sondern sein noch unglücklicherer Herr liefe auch Gefahr, bei der ersten besten Gelegenheit gefedert und getheert zu erscheinen. Dagegen fand ich einst in einer Menagerie die Namen aller Präsidenten, vom Gene-

ral Washington bis herab zum Genéral Pierce, ja, europäische Namen, die laut genug gesprochen wurden, um auf dieser Seite des Oceans verstanden zu werden, waren bei der Bezeichnung von Thieren verwendet worden, und im Grunde genommen ist ein stattliches Thier solcher Ehre ebenso würdig, als ein Berg oder gar ein Dampfboot."

Unter solchen Gesprächen gelangten wir über den Strom, und halb getragen, halb geschoben von einem lachenden, wettenden, auch wohl fluchenden Menschen-knäuel, erreichten wir glücklich das Ufer, wo eine Anzahl der verschiedenartigsten Fuhrwerke bereit stand, die Angekommenen gegen gute Bezahlung nach den eine englische Meile weiter gelegenen Schranken zu schaffen. Wir wählten einen Einspänner, zahlten den geforderten Preis, und zehn Minuten später hielten wir vor dem Circus, der, von rohen Brettern amphitheatralisch errichtet, Sitze für etwa viertausend Personen bot und eine Arena einschloß, die gegen hundert und funfzig Fuß im Durchmesser haben mochte. Wir überreichten unsern halben Dollar und traten ein, fanden die oberen Bänke aber schon so gedrängt voll, daß wir es vorzogen, unten zu bleiben und uns hinter die fünf Fuß hohen Schranken zu stellen, von wo aus wir, wenn auch stehend, das zu erwartende Schauspiel vortrefflich übersehen konnten.

Mein erster Blick fiel auf den Bären, der an einer zwanzig Fuß langen, starken, aber sehr geschmeidigen Kette in der Mitte des Circus lag. Es war ein mächtiger Bursche, der wohl seine tausend Pfund wiegen mochte, und gewiß gehörte ein ausgesuchter Stier dazu, um einem so grimmigen Feinde die Spitze zu bieten. Von dem Stier war indessen noch Nichts zu sehen, denn wohlweislich hatte man denselben in einen dunklen Bretterverschlag gebracht, um ihn später, das Blenden der Sonne benutzend, mit größerer Leichtigkeit in den Bereich des Bären bringen zu können. Trotzdem nun ein starkes Musikcorps auf geräuschvolle Weise zu unterhalten strebte, so scheiterten seine Bemühungen doch gänzlich an der Ungeduld, mit welcher der Beginn des Kampfes erwartet wurde; ja, man vermochte oft kaum das Trompetengeschmetter vor den donnernden Zurufen zu vernehmen, mit welchen abwechselnd neue Ankömmlinge begrüßt, dem Bären ein Hurrah gebracht und das Erscheinen des Stiers verlangt wurde. Immer dichter füllten sich die schwankenden Bogengerüste, und immer lauter erdröhnte das Holzwerk von herausfordernden Stampfen und Klopfen; selbst der Raum hinter den Schranken füllte sich auf eine Weise, daß wir wie in einem Schraubstock eingepfercht standen. Da endlich ertönte ein lauter Tusch, begleitet von einem Dutzend

Musketenschüssen, und weit öffnete sich die Thür, hinter welcher der Stier so lange verborgen gestanden hatte.

„Hurrah für General Kossuth,“ brüllte die Menge; und wohl verdiente das Thier ein solches Hurrah, denn in die Arena schritt langsam und bedächtig ein junger rothbrauner Stier, den man mit Recht als das Urbild physischer Kraft hätte bezeichnen können. Der kurze, gedrungene Hals schien von Eisen und Stahl zu sein. Der abgerundete Kopf mit den spitzen Hörnern und den großen glänzenden Augen stand im Verhältniß zu der mächtigen Gestalt, unter deren glänzender Haut sich die vorspringenden Muskeln geschmeidig hin und her schoben. Es war eine Freude, dieses Thier zu beobachten, als es, wie im Bewußtsein seiner Kraft, dumpf brüllend der Mitte des Circus zuschritt.

Kaum vernahm nun der Bär die tiefen Töne, welche der Brust seines Feindes gleichsam entrollten, als er sich blitzschnell auf die Hinterfüße aufrichtete, den Kopf etwas zur Seite neigte und mit komischer, neugieriger Geberde den Stier betrachtete. Ein Beben seines Unterkiefers bewies indessen, daß er lange gefastet haben mußte und lüstern einem Kampfe entgegensah, der ihm eine gute Mahlzeit einzubringen versprach. Durch die helle Sonne geblendet, hatte

der Stier seinen Feind noch immer nicht erkannt; als er aber das leise Wimmern desselben vernahm, hemmte er plötzlich seine Schritte, seine stolze Haltung verschwand wie durch Zauberschlag, und ängstlich schnaubend, mit emporgehobenem Haupte, die Blicke fest auf den Bären geheftet, suchte er rückwärts gehend seinen Stall wieder zu erreichen. So leichten Kaufs sollte er indeß nicht davonkommen, denn noch ehe er bis in die Nähe des Bretterverschlags gelangte, fielen ihm, von geschickter Hand geschleudert, von beiden Seiten Schlingen um die gespreizten Hörner, und mehrere Leute versuchten es dann, ihn mit Gewalt in den Bereich des nunmehr eilfertig auf und ab trabenden Bären zu zerren. Ebenso leicht hätte man aber eine Eiche entwurzelt, als das erschreckte Thier von der Stelle gebracht.

„Schäme dich, Kossuth! Schäme dich!" brüllte die ungeduldige Menge; lautes Pfeifen und Zischen erschütterte die Luft, die Wetten auf den Bären wurden verdoppelt, selbst mein Gefährte rief mir mit schlauem Lachen zu: „Zweimal drei ist sechs!" worauf ich aber nicht einging.

Der Stier verharrte indessen unerschütterlich in seiner Stellung, obgleich der seinen Mundwinkeln entströmende Geifer von der aufsteigenden Wuth zeugte; als aber mehrere an langen Riemen gehaltene

Hunde ihn mit scharfem Zahn anfielen, und in demselben Augenblick die gelösten Lassos von seinen Hörnern glitten, da sprang das ergrimmte Thier mit zwei mächtigen Sätzen vorwärts und sich dann umwendend, neigte es, mit den Hufen den Rasen aufwühlend und hoch emporschleudernd, das krause Haupt seinen nächsten Feinden, den Hunden zu, welche, von den Schranken aus gehalten, ihren Angriff nicht weiter fortsetzen konnten.

Der Lärm der Zuschauer war plötzlich verstummt, denn Jeder erkannte, daß der Stier mit den Hinterfüßen in dem Kreise stand, welchen der Bär an seiner Kette zu beschreiben vermochte. Doch auch dem Bären war dieser Umstand nicht entgangen; seine Ohren legten sich dicht an den breiten Schädel, und mit der Gewandtheit einer Katze durchmaß er den Raum, der ihn von seinem Opfer trennte, und sich plötzlich aufrichtend, versetzte er demselben mit der kralligen Tatze einen solchen Hieb über die Hüfte, daß das Blut hoch aufspritzte und ein breiter Lappen der losgerissenen Haut herunterhing. „Hurrah für Jenny Lind!" donnerte es von den Tribünen; doch der Ruf war noch nicht verstummt, als der auf hinterlistige Weise verwundete Stier sich wie ein Wirbel auf derselben Stelle umwendete und in blinder Wuth keuchend und schnaubend seinen Feind auf den Boden zu spießen

trachtete. Der Bär aber war auf seiner Hut, denn sich abermals aufrichtend, wich er dem furchtbaren Stoße aus, und als er sich dann auf den vorbeistürmenden Stier werfen wollte, war derselbe schon wieder seinem Bereich entschlüpft.

Nach diesem ersten Zusammenstoß begann ein Scharmützel, welches für beide Theile weniger gefährlich war. Fast eine Viertelstunde lang schritten die beiden wüthenden Bestien im Kreise neben einander hin. So oft der Stier seine Hörner senkte, hob sich der Bär auf seine Hinterfüße, und suchte jener ihn dann zu umgehen, so folgte dieser nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem ganzen Körper jeder Bewegung seines Feindes. Das Publikum wurde ungeduldig, die Gerüste bebten unter dem Stampfen und Klopfen, die Musik erschallte, noch lauter als diese aber der allgemeine Ruf: „Schämt Euch, ihr feigen Memmen!“ Noch einmal suchte Kossuth seinen Stall zu erreichen und wie früher wurde er von den bissigen Hunden zurückgetrieben, worauf er, ohne letztere weiter zu beachten, sich mit fürchterlichster Wuth auf den Bären stürzte.

Der Zusammenstoß war heftig; trotz seiner Gewandtheit hatte der Bär nicht schnell genug ausweichen können, und in einen Haufen rollten die beiden erbitterten Streiter zusammen. Man gewahrte ein

Verschlingen mächtiger Glieder, der Sand wirbelte empor, ein erstickte8, dumpfes Brüllen ertönte, und als es dann still ward, erblickte man eine Gruppe, die, obgleich von der Grausamkeit der Menschen zeugend, doch nicht prachtvoller gedacht werden kann, und welche würdig genug darzustellen wohl kaum einem Maler, einem Bildhauer gelingen möchte.

Regungslos stand der Stier, mit der ganzen Schwere des Körpers nach vorn drängend; tief hafteten die Hufe im Sande, und den Kopf niederwärts beugend, kniete er auf seinem Feinde und suchte mittelst seiner Hörner denselben auf dem Boden festzuhalten. Der auf dem Rücken liegende Bär schien indessen, trotzdem sein linker Vorderschenkel von dem spitzen Horn aufgespießt war, Sieger zu bleiben, denn die ganze Schnauze des Stiers befand sich in seinem weitgeöffneten Rachen zwischen den furchtbaren Zähnen, während sich die langen Nägel der rechten Vordertatze tief in seines Feindes fleischigen Hals eingegraben hatten, und die rechte Hintertatze dessen Rippen von Fleisch und Haut entblößte. Der Jubel war endlos, und zum Ergötzen des Publikums ließ man die grimmigen, von Blut überströmten Kämpfer wohl zehn Minuten lang in dieser Stellung verharren, ehe man einschritt. Mehrere Arrieros sprangen alsdann in die Schranken, ließen einige Augenblicke die Lassos

in der Luft kreisen, und ihren geübten Händen entgleitend, legten sich die festen Schlingen mit unglaublicher Genauigkeit fast zu gleicher Zeit um den gehobenen Huf des Stieres und die freie Tatze des Bären, worauf eine bereit gehaltene Feuerspritze, mit Heftigkeit bewegt, die beiden erbitterten Kämpfer mit einer ganzen Ladung kalten Wassers überschüttete. Die Wirkung war augenblicklich; die Thiere ließen in ihren Griffen nach, die Leute zogen an den Leinen, und unterstützt von immer neuen Wasserstrahlen, gelang es ihnen endlich, dieselben ganz von einander zu trennen. Der blutende Stier wurde alsdann zurück in den Stall gezerrt und die Thür hinter ihm geschlossen; der Bär dagegen, sobald ihm der Anblick seines Feindes entzogen, schüttelte seinen triefenden Pelz, legte sich nieder, leckte seine stark blutende, aber anscheinend leichte Wunde und nahm dann, wie um seine heiße Zunge zu kühlen, die eiserne Kette zwischen die Zähne, wobei er, den Unterkiefer in bebender Bewegung haltend, durch lautes Wimmern und Knurren seine Unzufriedenheit über das ganze Verfahren zu erkennen gab.

Der Kampf war beendigt, das Publikum aber noch lange nicht zufrieden gestellt, denn da noch Nichts entschieden war, so schwebten auch noch alle Wetten. — „Kossuth heraus!“ tobte die aufgeregte Menge. „Der

Kampf muß beendigt werden!" brüllten Einzelne, „Betrügerei!" riefen Andere, bis zuletzt durch Stampfen, Klopfen, Zischen und Pfeifen jedes andere Geräusch übertäubt wurde.

Die Unternehmer des Kampfspiels schienen indessen nicht geneigt, das Leben ihres kostbaren Bären weiter auf's Spiel zu setzen, ohne vorher noch einige ähnliche einträgliche Geschäfte mit demselben gemacht zu haben, wenn ihnen auch an dem leichter zu ersetzenden Stier weniger gelegen war. In Folge dessen nahm aber der Lärm und das Toben dergestalt zu, daß ich mich ernstlich aus dem Menschenknäuel fortwünschte, in welchem ich förmlich eingekeilt stand. — Da, als das Getöse den höchsten Grad erreicht hatte, vernahm man plötzlich den Ausruf der Angst von mehreren Hundert Menschen; ein Augenblick nur, und ein jäher Schrecken bemächtigte sich meiner, als ich das gegenüberliegende Gerüst wanken und sich zur Seite neigen sah; ein lautes Krachen folgte, und Menschen, Bretter und Balken stürzten in einen Haufen zusammen.

Alles verstummte, nur aus dem Trümmerhaufen erschallte Aechzen, Schreien, Stöhnen und Fluchen. Kaum aber war der erste Schrecken verflogen, als Jeder das Freie zu gewinnen trachtete, und wie im Umsehen leerten sich die noch stehenden Gerüste und

Schranken. Ich war von meinem Freunde getrennt worden, und da ich keine Neigung fühlte, mich in das dichte Gewühl neugieriger Leute zu mischen, welche zu Hunderten die Verunglückten umgaben, zugleich aber vernahm, daß die Folgen nicht so böser Art seien, wie man anfangs befürchtete, so ging ich zurück nach dem Landungsplatze der Fährboote, um an einem schon verabredeten Punkte mit meinem Gefährten wieder zusammenzutreffen. Derselbe langte bald nach mir an und theilte mir mit, daß, außer einigen Arm- und Beinbrüchen, Quetschungen und Verrenkungen, kein Unglück stattgefunden habe, daß die Unternehmer ein außergewöhnlich gutes Geschäft gemacht hätten, und Kossuth als der verlierende Theil betrachtet werden müsse. Nach unserer Ankunft in Neu-Orleans sträubte ich mich daher nicht länger gegen die Entrichtung der drei Fläschchen von dem Bewußten, die zur kühlen Abendstunde unter der reizenden Veranda des Tschapitoula-Hotel gemeinschaftlich getrunken wurden.

Als ich am folgenden Morgen nach gewohnter Weise über den so prachtvoll und reich besetzten Markt im Creolenviertel schritt, bemerkte ich vor einer Schlächterbude neben einem dort aufgestellten blutigen Stierkopfe ein Placat, auf welchem das Fleisch des im Kampfe mit dem grauen Bären gefallenen Kossuth angepriesen und zum Verkauf ausgeboten wurde.

Der böse Leumund wollte zwar wissen, daß der eigentliche Kampfstier dunkleres Haar gehabt habe, als der ausgestellte Kopf, und sich sogar auf dem Wege der Besserung und auf dem Wege nach einer fetten Weide befinde; ich habe mich nicht davon überzeugt, bezweifle indessen nicht, daß von dem ausgestellten 1800 Pfund schweren Stier wenigstens 3000 Pfund Fleisch als „Kossuthfleisch" zu erhöhtem Preise verkauft wurden.

Der Schneesturm.

Fast grausam erscheint es, wenn der Herbst in üppigen Waldungen einkehrt, die grünen Blätter verfärbt, deren geschmeidige Stengel dörrt und an den Zweigen lockert, damit sie, wenn vom leisesten Lufthauch berührt, sterbend zur Erde sinken. Die armen Blätter; nachdem der Sturm sie lange umhergewirbelt, zerfallen sie in Staub; niederschlagende Feuchtigkeit führt die befruchtenden Bestandtheile wieder an die im Erdreich verborgenen Wurzeln zurück, und wenn auch in vielfach veränderter Form, so erblickt man doch hier die Lebenskraft im ewigen Kreise schöpferisch wirkend.

Nicht das Bild des Todes ist es daher, wenn der unerbittliche Winter mit schweren eisigen Fesseln Wald

und Flur umgiebt; nein, es ist vielmehr wie ein Schlummer, welchem die Natur anheimfällt, um mit erneuter Kraft, freudig und erfreuend zu erwachen.

In der Heimath beobachtet man mit einem Gefühl der Behaglichkeit den ersten Schneefall; man ergötzt sich an den schönen Winterlandschaften, die zauberisch schnell entstehen und einen Genuß gewähren, der den südlichen, reicheren, aber erschlaffenden Zonen fremd, und von deren Bewohnern kaum geahnt wird. Starr ragen zwar die entblätterten Zweige und Aeste empor, doch die reine, gleichförmige Schneedecke mildert diese Starrheit trotz des Farbencontrastes zu einem melancholischen Ernst, dessen Eindruck erhöht wird durch die tiefe, einschläfernde Ruhe, welche Alles umschwebt. Am ernstesten nimmt sich der dunkelgrüne Tannenwald aus; niederwärts hängen die von Schnee beschwerten Zweige, und wenn ein Windstoß auf sie einfährt, dann wiegen sie, kaum merklich, ihre winterlich geschmückten Häupter, kleine losgerissene Schneemassen stäuben, wie auf Stufen, von Zweig zu Zweig, und ruhig schlummern die Bäume weiter unter ihrer weißen Hülle; der Specht aber, als wollte er sich der Kälte erwehren, hämmert lustig an morschen Stämmen, und ebenso lustig springt das Eichhorn von Baum zu Baum.

Wer nun auf einsamen Spaziergängen, oder durch

die gefrorenen Fensterscheiben die Schönheiten des Winters bewundert, der gedenkt wohl kaum der Schrecken, welche er birgt, wenn der wilde Orkan, den eisigen Norden verlassend, ohne Widerstand zu finden, über die endlosen Prairien fegt, fallenden und gefallenen Schnee in dichten Wolken vor sich hinwälzt, oder in den Gebirgsschluchten zusammentreibt, und die lebenden Wesen gleichsam sucht, um sie zu verderben und zu erstarren. — —

Hell glitzerten die ersten Sonnenstrahlen auf der blendenden Schneedecke, als wir an einem Januar-Morgen unsere Lagerfeuer auf dem Ufer eines spärlich bewaldeten Baches in der Ebene verließen, und die Richtung einschlugen, welche uns in der kürzesten Frist an eine gegen zwölf englische Meilen entfernte Bergkette bringen mußte. Unsere Gesellschaft bestand aus sieben Männern, vier Frauen und einigen Kindern; ich selbst war der einzige Weiße unter dieser Anzahl von Indianern, welche nach einer erfolgreichen Jagd am obern Missouri ihren weiter südlich gelegenen heimathlichen Wigwams zueilten. Die neun Pferde und zwei auf der verödeten Emigrantenstraße eingefangene Zugochsen, so wie auch einige Hunde waren schwer bepackt mit Pelzwerk und gedörrtem Fleisch, und außer den Kindern, welche auf den Rücken der sichersten Pferde zwischen zusammengerollten Zelten und Büffelhäuten

verhältnißmäßig warm saßen, mußten wir daher Alle zu Fuße wandern, was in dem tiefen, mit einer scharfen Eiskruste überzogenen Schnee nicht ohne Schwierigkeit von Statten ging.

„Die Jäger werden heute ihre Füße in die Spuren der Weiber stellen," sagte der Medicinmann oder Zauberer, ein baumstarker Krieger, als er sich an die Spitze des Zuges stellte. „Die Jäger werden achtlos bei dem Hirsch vorüberziehen und den Schritt der Pferde beschleunigen helfen. Ehe die Sonne die Hälfte ihres Weges zurückgelegt hat, blendet der tanzende Schnee unsere Augen und wenden die störrischen Thiere ihre Rücken dem Winde entgegen. Der Schneesturm muß uns in den Schluchten jenes Gebirges finden, wenn die Wölfe nicht die Knochen unserer Pferde benagen sollen."

Gehorsam den Worten des großen Kriegers, und im vollsten Maaße seinen weisen Rathschlägen vertrauend, antworteten Alle durch zustimmende Geberden; der Eine oder der Andere kniete auch wohl nieder, um die Riemen an den Mokassins fester zu schnüren, und in schnellem Schritt ging es dann über die Schneefläche, in geradester Richtung auf das Gebirge zu.

Die Gesellschaft war schweigsam geworden, denn Jeder kannte die Gefahr, die drohte, wenn wir noch

auf der Ebene vom Sturm überfallen wurden. Man vernahm nur den pfeifenden Ton, erzeugt durch die Zeltstützen, welche zu beiden Seiten der Pferde niederhängend, mit dem einen Ende im Schnee pflügten, und das Krachen der Eiskruste, die unter den Hufen der dampfenden Thiere, sogar unter dem leichten Tritt der Menschen brach und gar oft von dem Blute der verletzten Füße geröthet wurde.

Eine Stunde verrann und noch immer strahlte die Sonne in ungetrübter Klarheit von dem wolkenlosen Himmel, aber nahe dem Boden begann es zu stäuben, und lange Streifen bildend trieben die feinen Eistheilchen und zerbröckelten Schneeflocken auf der glatten Bahn leise knisternd dahin, während heftige Windstöße, die glücklicherweise dieselbe Richtung mit uns hielten, zeitweise vorbeisausten und den gefährlichen Orkan anmeldeten, vor welchem wir uns auf der Flucht befanden.

Immer weiter dehnten sich die beweglichen Streifen aus, bis sie sich endlich vereinigten, so daß die ganze Ebene einem schnell fließenden Wasser glich, auf welchem ebenso schnell eilende Dämpfe lagerten. Nur hin und wieder ragte noch ein verdorrter Grashalm oder die von Schnee entblößte Spitze eines Felsblocks hervor, doch auch diese verschwanden, als

die Heftigkeit des Windes zunahm und die bewegliche, stäubende Masse allmälig höher stieg.

Unverwandt hafteten alle Blicke auf den Höhen, und Jeder berechnete in Gedanken die Entfernung und die Zeit, die ihn von der rettenden Schlucht trennte. Doch weit war es noch bis dahin, und nicht ohne Besorgniß beobachtete ich das Steigen des treibenden Schnees, der uns zuletzt nur die Aussicht auf die höchsten Gipfel der Berge und auf den sonnigen Himmel offen ließ.

Allmälig veränderte sich indessen auch die Farbe des Himmels; die Sonne erschien wie mit einem dunkelrothen Schleier verhüllt, verbarg sich endlich ganz, und bald darauf bemerkte ich frische Flocken, welche sich mit dem älteren Treibschnee vermischten und lustig mit diesem um die Wette dahinwirbelten.

Fester zog Jeder die Büffelhaut um die Schultern, denn wie ein undurchdringlicher Nebel umgab uns nunmehr der Eisstaub, der, obgleich der Sturm unsere Rücken traf, die Augen schmerzhaft blendete, und wie mit scharfen Nadelspitzen die dem Wetter ausgesetzten Hautstellen zerriß. Ich befand mich unter den Letzten des Zuges, und die Blicke zwischen den halbgeschlossenen Augenlidern hindurch auf den Boden gerichtet, setzte ich die Füße in die offenen Spuren meines Vordermannes. Den Medicinmann und die

hinter ihm herschreitenden Weiber und Packthiere vermochte ich schon lange nicht mehr zu unterscheiden, ja die Furchen, welche die kaum funfzig Schritte vor mir dahineilenden Pferde mit den schleppenden Zeltpfählen rissen, zeichneten sich in meiner Nähe nicht mehr aus, und kaum noch vernahm ich vor dem Brausen den Ruf, mit welchem die Thiere zur Eile getrieben wurden, und die durchdringende Stimme des Zauberers, wenn er uns mahnte, keinen Augenblick aus der dicht geschlossenen Reihe zu treten.

Der Wind war jetzt unser Hauptführer; wir konnten zwar fest auf ihn rechnen, aber die breiten Schneebänke in den Senkungen der Ebene, welche sich schnell vergrößerten und sich scheinbar vor uns hinwälzten, hemmten auf schreckenerregende Weise unsere Flucht, und weite Strecken mußten wir oft knietief in dem lockern Schnee waten, eh' wir wieder Flächen erreichten, wo der wüthende Sturm keine Anhäufungen auf der glatten Eiskruste duldete.

Die Thiere keuchten, die Kinder wimmerten, und unheimlich verklangen die gedehnten Klagerufe der besorgten Mütter; die Männer aber öffneten nur ihre Lippen, um die Karavane in der Richtung zu lenken und durch lautes Gellen das Abirren Einzelner von der Bahn zu verhindern. Plötzlich entstand eine Bewegung an der Spitze des Zuges, doch als ich die

Stelle erreichte, wo der Aufenthalt stattgefunden hatte, war die Ordnung schon wiederhergestellt, dagegen erblickte ich, dicht neben den kaum erkennbaren Spuren, einen der bepackten Ochsen, der vor Erschöpfung zusammengesunken war, um nie wieder aufzustehen und binnen unglaublich kurzer Frist von dem Schnee begraben zu werden.

Die Gefahr mußte sehr groß sein, weil die Indianer es nicht unternahmen, wenigstens das Gepäck zu retten, doch rechneten sie wohl darauf, bald eine Lagerstelle zu finden, und von dort aus, nach Milderung des Unwetters zurückkehrend, den Wölfen zuvorzukommen. Zu damaliger Zeit vergrößerte indessen dieser Umstand meine Besorgnisse bedeutend, denn ich sah ein, daß wir nicht lange mehr diese fluchtähnliche Reise würden fortsetzen können; die Sehnen an den Beinen erschlafften von der übermenschlichen Anstrengung, und schmerzhaft rieben und scheuerten die von dem Schnee genäßten und demnächst wieder steif gefrorenen ledernen Kleidungsstücke auf den nackten Gliedern.

Trotz des halbverhungerten, krankhaften Zustandes, in welchem ich erst wenige Tage vorher zu den Indianern gestoßen war, schien ich doch nicht der Einzige zu sein, der so litt, denn gar manche Spur erblickte ich von frischem Blute gefärbt. Aber es galt

das Leben, und um solchen Preis wurde man fühllos gegen kleinere Schmerzen.

Immer heftiger tobte der Sturm, und dichter und schneller wirbelten Eistheilchen und Flocken durcheinander; der Athem stockte mir mehrfach, und keine Meile mehr hätte ich vermocht, mit meinen leichtfüßigen Gefährten gleichen Schritt zu halten, als ich plötzlich den Jubelruf des Zauberers vernahm, der einen gellenden, langgedehnten Schrei ausstoßend, mit der Hand in zitternder Weise den Mund schloß, daß es wie ein unheimlicher Wirbel durch die verdichtete Atmosphäre klang. Sogleich antworteten die übrigen Krieger auf dieselbe Art, und als wir dann nach Vorn eilten, gewahrte ich, daß wir uns vor einem schroffen Bergabhang befanden, den, so weit er sichtbar, einige verkrüppelte Bäume zierten. Ich athmete tief auf, aber unser Ziel hatten wir noch lange nicht erreicht; der nackte Berg konnte uns keinen Schutz gewähren und es galt jetzt erst eine Schlucht zu entdecken, in welcher es allein noch möglich war, nicht nur die erschöpften Thiere, sondern auch uns selbst vor dem Untergange zu sichern.

Wenige Worte genügten, um die Indianer zu einem Entschluß zu bringen; der Medicinmann eröffnete wieder den Zug und wendete sich östlich an dem, mit einer tiefen, wallähnlichen Schneelage be-

deckten Fuße des Berges entlang, doch bedurfte es nun unserer ganzen vereinigten Kräfte, um die Thiere, welche jetzt den Wind auf die Seite erhielten und beständig trachteten den Hauptanprall mit dem Rücken aufzufangen, von der Stelle zu schaffen. Bis über die Kniee reichte schon der lockere zusammengewehte Schnee, und wo die Füße denselben aufrührten, da wurde er tückisch von dem Sturme erfaßt und in beinahe undurchdringlichen Wolken um uns herumgeschleudert.

Auch der zweite Ochse brach zusammen, ein Pferd folgte bald darauf seinem Beispiel; doch was stürzte, das stürzte, und unaufhaltsam strebte Jeder nach Vorn, um nicht die letzten Kräfte mit nutzlosen Rettungsversuchen an den schnell erstarrenden Thieren zu vergeuden. Nicht mehr in langer Reihe, sondern in gedrängtem Haufen bewegte sich die Karavane vorwärts; die Kinder waren längst von dem Gepäck heruntergenommen und auf den Rücken der kräftigsten Männer unter den wärmenden Büffelhäuten untergebracht worden, die Weiber dagegen litten furchtbar, und trotz der eigenen Qual fühlte ich das tiefste Mitleid mit den armen kleinen Gestalten, wenn ich sie oft bis unter die Arme im Schnee stecken und für ihr Leben kämpfen sah.

Eine halbe Stunde verstrich, eine halbe Stunde,

die mir eine Ewigkeit schien; der Schweiß triefte mir von der Stirn und nur noch mechanisch wühlte ich mich vorwärts. Da ertönte nur wenig Schritte vor mir ein gräßlicher Schrei, und wie durch einen Nebel hindurch erkannte ich die lange Gestalt des Zauberers, der mit emporgereckten Armen niedersinkend, in dem unsichern Boden verschwand. Alle standen wie versteinert, und eine Minute verstrich wohl, ehe wir es wagten, uns von der Stelle zu rühren und uns dem Rande der Schlucht zu nähern, in welche unser Führer gestürzt war. Dann aber brach das Jammergeheul der Weiber los, doch nur auf kurze Zeit, denn gleich darauf vernahm man die gedämpfte Stimme des Zauberers, der aus der Tiefe einige Worte hinauf rief, die für mich natürlich nicht verständlich, zu deren Befolgung aber unverzüglich geeilt wurde.

Die Männer bewaffneten sich nämlich schnell, jeder mit einer der langen Zeltstützen, und während ich gemeinschaftlich mit einem Krieger, dem Versunkenen durch Niederreichen der Stangen wieder nach dem Ufer hinaufhalf, sondirten die anderen Jäger in ähnlicher Weise den Boden in südlicher Richtung, wo augenscheinlich ein schmaler Weg zwischen dem Abhange des Berges und der zugewehten Schlucht hinführte. — Die übrigen acht Pferde, welche nunmehr den Wind wieder auf dem Rücken hatten, ließen sich

jetzt williger von den Frauen nachtreiben, und als der Zauberer, an unseren Stangen emporkletternd, festen Fuß gewann, war der Zug unseren Blicken entschwunden.

Wir säumten keinen Augenblick, und auf dem schon wieder halb zugewehten Pfade hineilend, erreichten wir unsere Gefährten, als sie eben um die Basis des Felsens herum gegen Westen bogen, und also den Berg zwischen sich und den Sturm brachten. Hier nun athmete ich zum ersten Mal wieder frei auf und begann an unsere Rettung zu glauben, die mir so lange mehr als zweifelhaft geschienen. Der Sturm hatte freilich noch zugenommen, denn schauerlich heulte und tobte es ringsum in den Schluchten und zwischen den verschleierten Felsen, doch waren wir dem Anprall desselben nicht mehr ausgesetzt, und anstatt zu blenden und die Haut zu verletzen, sanken die Flocken in dichten Massen, aber harmlos um uns nieder. Auch Bäume wurden sichtbar und zwar weitverzweigte, kurzstämmige Tannen; bald erblickten wir ihre Kronen wie Schatten aus der zugewehten Schlucht über der weißen Decke emporragen, bald gewahrten wir sie über uns an den Abhängen, wo sie, dem Sturm erreichbar, laut knarrten und krachten und unwillig den Schnee von ihren Häuptern schüttelten. Dichter umgaben uns die Bäume, und wegsamer wurde der

mit einer ebenen Schneelage bedeckte Boden; da vernahm ich abermals den wilden Jubelruf des Zauberers, der unterdessen wieder die Leitung des Zuges übernommen hatte; doch nicht eine einladende Baumgruppe oder eine Schutz gewährende, überhängende Felswand war es, was den leidenschaftlichen Jäger so in Aufregung versetzte, sondern ein breiter, festgestampfter Weg, auf welchem Hunderte von Büffeln, dicht vor uns, aber aus einer andern Richtung in die Schlucht gedrungen waren. Die armen Thiere mußten in irgend einem Winkel eng zusammengekauert stehen, und die Aussicht, nach dem Verlust der Ochsen und des Pferdes, hier noch ganz in der Nähe eine gute Jagd anstellen zu können, entschädigte meine Gefährten in so hohem Grade für die in den letzten Stunden erduldeten Qualen, daß die Klagelaute sich in Jubelrufe verwandelten und der Rest unserer Reise fast einem Triumphzuge glich.

Nur eine kurze Strecke folgten wir dem Büffelwege, und uns dann durch eine vier Fuß hohe Schneeanhäufung hindurcharbeitend, gelangten wir in eine schmale, dicht bewaldete Nebenschlucht, wo eng verschlungene Kronen immergrüner Bäume ein leidliches Obdach verhießen.

Ein reges Leben entstand jetzt; denn theils, um nach der schrecklichen Anstrengung einer Erkältung

vorzubeugen, theils um sich baldmöglichst der Ruhe hingeben zu können, ging Jeder rüstig an's Werk. Nach kurzer Zeit standen die beiden geräumigen ledernen Zelte, der Schnee war aus denselben entfernt worden, eine dicke Lage duftender Tannenzweige deckte den gefrorenen Boden, und trocknes Holz, zur Nahrung der schon brennenden Feuer, lag aufgestapelt in den äußersten Winkeln. Die Pferde hatten im nahen Dickicht ein Unterkommen gefunden, wo die saftige Rinde und knospenreiche Zweige von Weidensträuchen ihnen kärgliche Nahrung lieferten; und als dann die Dämmerung sich einstellte, da verfügten wir uns auf die Büffeldecken, welche die im Mittelpunkt der Zelte angebrachten Feuergruben im Kreise umgaben, und in dem behaglich erwärmten Raume vergaßen wir bald bei geröstetem und gedörrtem Fleisch die schreckliche Flucht vor dem Schneesturm.

Die wohlthuende Wärme verfehlte nicht ihre Wirkung auf die ermattete Gesellschaft, und eine Stunde später lagen Alle im tiefsten Schlaf; ich aber lauschte noch lange dem Toben des Unwetters, welches den höchsten Grad seiner Wuth noch nicht erreicht zu haben schien.

Bald dumpf heulend, bald donnerähnlich brüllend sauste der Orkan durch die finsteren Schluchten; mit pfeifendem Ton berührte er die aufstrebenden Gipfel

langnadeliger Kiefern; wo aber morsche Stämme seiner ganzen Gewalt ausgesetzt waren, da knickte er sie wie schwache Reiser und schleuderte sie zersplitternd und zerschmetternd in die Tiefen hinab, welche der wirbelnde Schnee lavinenähnlich ausfüllte. — Die Natur schien ein wildes Fest zu feiern; aber während die Elemente sich im furchtbaren Kampfe einander gegenüberstanden, schlich der Tod unter dem Schutze der schwarzen Nacht leise dahin und drückte seine eisig kalte Hand auf jedes lebende Wesen, dem es nicht gelungen war, ein entsprechendes Obdach zu gewinnen.

Lauter brüllte der Orkan und schneller aufeinander krachten die Bäume; aus dem benachbarten Zelte aber erschallte unheimlicher Gesang; es war der Medicinmann, der seine monotonen Lieder mit gemessenen Trommelschlägen begleitete.

Erhabene Naturscenen wirken auf jedes Gemüth eindringlicher und verständlicher, als es die gekünstelten Worte schwacher Sterblicher vermögen. Der wilde Heide erkannte in dem Schneesturm die Nähe des großen guten Geistes, und singend bat er ihn um günstiges Wetter und eine glückliche Jagd.

Leipzig. Druck von A. Edelmann.





